

Tages Woche

Freitag 05.02.2016 6. Jahrgang

5.-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

06 4001 Basel

T 061 561 61 80



Behindertenfachstelle

«Anstand finde ich wichtig.»
Martin Haug über
das Ende seines Amtes.

Seite
16

TEMPEL DER KUNST

Kunstmuseum

Interview mit Architekt
Emanuel Christ über den
neuen Erweiterungsbau.

Seite
6



Basel erleben mit dem Pro Innerstadt Geschenkbond

Einkaufen, staunen und geniessen

INHALT

Behindertenfachstelle FOTO: NILS FISCH



«Ich hielt so etwas in diesem Kanton für unmöglich.» Der Leiter der abgeschafften Anlaufstelle für Menschen mit Behinderung spricht Klartext.

Seite 16

Dominique König-Lüdin FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Die neue Grossratspräsidentin beeindruckt auch politische Gegner.

Seite 14

Basler Bands FOTO: BASILE BORNAND



Forever Rock 'n' Roll: Fran Lorkovic und Lucas Mösch im Interview.

Seite 39

Sandra Knecht
Bestattungen
Kulturflash
Kultwerk
Zeitmaschine
Wochenendlich
Sie, er, es
Impressum

S. 4
S. 24
S. 41
S. 43
S. 44
S. 45
S. 46
S. 46

Knackeboul

Man darf das Volk nicht als dumm hinstellen. Wirklich nicht? Unser Kolumnist ist sich da nicht so sicher.

Seite 25



Andreas Schwald
Stv. Chefredaktor

Das Mahnmal der Mäzenin

Wenn in zwei Monaten der Erweiterungsbau des Kunstmuseums eröffnet, wird er seine Besucher umwerfen, verspricht Baudirektor Hans-Peter Wessels. Die ersten Einblicke sind tatsächlich beeindruckend: berausende Treppenkonstruktionen und Räume mit Schneid, vereint in einem gewagten Bau, der sich geschmeidig zwischen Dufourstrasse und die historische Dalbevorstadt schmiegt.

Ein Prunkstück. Und eine weitere Gabe des Basler Daigs an die Öffentlichkeit. Mahnmal der Mäzenin Maja Oeri und ihrer Laurenz-Stiftung. Sie besorgte den Landkauf, sie stiftete die Hälfte des Geldes für den 100-Millionen-Franken-Bau. Den Rest steuert der Kanton bei.

Die Beteiligung der Roche-Erbin Oeri ist eine weitere Verschränkung zwischen dem bildungsbürgerlichen Basler Geldadel und der Öffentlichkeit. Seit je waren es Mäzene, die das Kunstmuseum zu dem machten, was es heute ist: eine der weltbesten Institutionen seiner Art.

Da steht der Neubau also, kantig und markant, Verdienst der Architekten Christ & Gantenbein. Ein Glück für die Stadt Basel, die ihren kulturellen Stellenwert zu einem beträchtlichen Teil den Erben der Pharma-Industrie verdankt.

Jetzt harrt diese Verschränkung zwischen Daig und Öffentlichkeit ihrer eigentlichen Herausforderung: der Verschränkung der musealen Tradition des 20. Jahrhunderts – «Anschauen, nicht anfassen!» – mit dem ungestümen Drang nach Berührung des 21. Jahrhunderts.

Hier muss sich unser neues Prunkstück noch beweisen. Der Kunstmuseums-Erweiterungsbau ist ein Geschenk an die Bevölkerung, eine moderne Verpackung, die nach einem modernen inhaltlichen Programm verlangt. Dieses Prunkstück hat mehr verdient, als zu einem Mausoleum zu werden, in dem das Bildungsbürgertum des 20. Jahrhunderts verstaubt.

tageswoche.ch/+5kwlk

×

Sandra Knecht

von Danielle Bürgin

Die Künstlerin zaubert «Immer wieder sonntags» in ihrem «Chnächt» am Hafen Gerichte, die den Geschmack der Heimat hervorrufen sollen.

Sandra Knecht feuert gerade den Grill an, als wir sie am Hafen vor ihrer mobilen Küche antreffen. Den umgebauten WC-Wagen aus den 1970ern hat sie – passend zu ihrem Namen – «Chnächt» getauft. Ursprünglich wollte sie darin Burger braten und verkaufen. Stattdessen kocht sie nun einmal im Monat aufwendige Gerichte für rund 30 Gäste. «Immer wieder sonntags» heisst der Event.

Dabei geht es ihr nicht nur ums Essen, sondern um eine Auseinandersetzung mit Heimat und Identität, Themen, welche die Konzeptkünstlerin schon seit Jahren untersucht. «Ich will die Essenz der Heimat erforschen. Wie schmeckt Heimat? Das will ich mit meinen Gerichten herausfinden», sagt sie.

Bei unserem Besuch steht als Hauptgang grilliertes Wildschwein auf dem Menüplan. Der Eber wurde in der Nähe der Ruine Farnsburg geschossen. «Mir ist wichtig, dass das Fleisch, das ich verarbeite, aus der Region stammt, in der ich lebe», sagt Knecht.

Das Wildschwein «Eugen»

Aufgewachsen im Zürcher Oberland, lebt sie heute in Buus im Baselbiet. «Ich habe in verschiedenen Städten gelebt: Zürich, Berlin oder auch Basel. Aber richtig gut geht es mir nur, wenn ich auf dem Land bin – das war schon immer so», sagt Knecht. «Heimat ist für mich Verhandlungssache. Darum habe ich für mein aktuelles Projekt das Hafenareal im Klybeck ausgesucht. Weil die verschiedenen Parteien hier ständig miteinander um ihre Heimat verhandeln müssen», sagt sie.

Als Jugendliche hat die heute 48-Jährige in Bäckereien und in einer Metzgerei gearbeitet. Arbeiten wie Würsten und Ausbeinen sind ihr schon lange nicht mehr fremd. «Im Landdienst habe ich dann viel gelernt über den Umgang mit der Natur und mit Tieren», sagt sie. Der Respekt gegenüber den Tieren, aber auch dem Gemüse, das sie in ihrer Küche verarbeitet, sei ihr enorm wichtig. Das Wildschwein, das heute auf den Grill kommt, nennt sie liebevoll «Eugen».

«Ich bin dankbar dafür, dass ich das Privileg habe, glückliche erwachsene Tiere für meine Gerichte verarbeiten zu dürfen. Am liebsten esse ich Fleisch von frei leben-

Weiterlesen, S. 6



«Wir wollten nicht einfach eine spektakuläre Skulptur erstellen»,
tageswoche.ch/
+p7un7



Für die 48-jährige Künstlerin und Köchin Sandra Knecht geht Heimat durch den Magen.

FOTO: JONAS GRIEDER

den Tieren, weil es einfach besser schmeckt als dasjenige aus Massentierhaltung, die mit Stress für die Tiere verbunden ist.» Für «Immer wieder sonntags» bereitet sie nur Fleisch zu, das von Metzgern stammt, die sie kennt und die ihr sympathisch sind. «Am liebsten kaufe ich aber ganze Tiere bei den Bauern oder Jägern», sagt sie.

Knecht legt auch grossen Wert auf Gemüse aus der Region. «Es müssen Gemüse und Pflanzen sein, die das Tier, das ich koche, selber gerne gegessen hat. Idealerweise kommen sie in der Umgebung vor, in der das Tier gelebt hat», sagt sie. So gibt es heute zur Vorspeise eine Suppe aus Moos, Tannennadeln und Steinpilzen.

Das Thema Identität, das im «Chnächt» ebenfalls eine wichtige Rolle spielt, erklärt die Köchin so: «Wenn die Leute das essen,

was ich zubereite, werden sie ein Stück weit zu dem, was ich bin. Denn ich bin der Meinung, dass die Energie, die wir beim Essen zu uns nehmen, uns zu dem macht, was wir sind.»

Koch- und Konzeptkunst

Knecht wählt sich ein Thema und setzt sich intensiv damit auseinander – das war schon so, als sie als Theaterregisseurin arbeitete. «Ich arbeite konzeptuell. Dass ich von der Regie irgendwann zur Konzeptkunst gekommen bin, war kein bewusster Entscheid – es ist einfach passiert», sagt sie. Im weitesten Sinne sieht Knecht ihr aktuelles gastronomisches Projekt als erweiterte Regie-Arbeit: «Die Inszenierung interessiert mich nach wie vor – es ist meine Basis.»

Bald bekommt «Immer wieder sonntags» ein weiteres Stück Heimat und Identität: Aus dem Jura hat Sandra Knecht eine alte Scheune an den Hafen geholt. Hier sollen die Essen künftig stattfinden: ab dem 1. Mai fünf Mal die Woche mit Tagesspezialitäten, Grill und Bar. Auch «Immer wieder sonntags» soll weiterhin stattfinden.

«Mein Ziel ist es, noch weitere fünf Jahre hier zu bleiben. Gut möglich, dass ich dann samt Scheune weiterziehe», sagt Knecht, «quasi wie mit meinem Schneckenhaus.»

tageswoche.ch/+fjdec ×

«Chnächt», Uferstrasse 40, Basel.
Die nächste Ausgabe von «Immer wieder sonntags» findet am 21. Februar statt.
Reservierungen: sandraknecht.ch

Kunstmuseum

Ein Museumsbau dient dem Inhalt. Der architektonische Rahmen sollte aber zugleich so verbindlich sein, wie das Kunstwerk, das darin zu sehen ist, findet Emanuel Christ, der den Erweiterungsbau entworfen hat.



A photograph of a modern interior space. The ceiling features a large, circular skylight with a grid pattern. The walls are light-colored and textured. The floor is made of light-colored wood with a grid pattern. A doorway is visible in the background, leading to another brightly lit area.

**«WIR WOLLTEN
NICHT EINFACH
EINE
SPEKTAKULÄRE
SKULPTUR
ERSTELLEN»**

Emanuel Christ wurde 1970 in Basel geboren. Er studierte an der ETH Zürich, der EPF in Lausanne und an der HdK in Berlin. 1998 gründete er mit Christoph Gantenbein das Architekturbüro Christ & Gantenbein. Er ist verheiratet mit Mirjam Christ-Crain, stellvertretende Chefärztin am Unispital Basel, und lebt mit drei Kindern auf dem Bruderholz.



Spezialist für Museumsbauten: Architekt Emanuel Christ.

FOTO: NILS FISCH

von Dominique Spirgi

Das Bau- und Verkehrsdepartement lädt zur Besichtigung des neuen Erweiterungsbaus für das Kunstmuseum Basel. Es ist der Tag der Bauherren aus dem Hochbauamt. Der Architekt Emanuel Christ ist ebenfalls dabei, hält sich aber diskret im Hintergrund. Mit seinem Büopartner Christoph Gantenbein hat er ein Bauwerk entworfen, das nur schon aufgrund der Bedeutung der Institution Kunstmuseum weltweit Beachtung finden wird.

Herr Christ, Sie können dieses Jahr mit den Erweiterungsbauten für das Kunstmuseum Basel und das Landesmuseum in Zürich gleich zwei wichtige Museumsbauten eröffnen. Erfüllt Sie das mit Stolz?

Natürlich. Dass wir gleich zwei Museumsbauten eröffnen können, ist aussergewöhnlich. Wenn man so lange an einem Projekt arbeitet – beim Landesmuseum sind es jetzt über zwölf Jahre –, ist es ziemlich ergreifend, wenn es an den Nutzer und an die Bevölkerung übergeht. Die beiden Eröffnungen finden in der Architekturwelt grosse Beachtung und sind ein riesiges Geschenk für uns.

«Wir spüren eine wohlwollende Neugierde.»

Ergibt sich die Aufmerksamkeit auch aus der Bedeutung der Institutionen?

Ganz sicher. Es sind bedeutende Institutionen. Das Kunstmuseum ist in der ganzen Welt bekannt, das Landesmuseum ist in der Schweiz ein sehr populäres Haus und leistet tolle Arbeit. Wir spüren eine wohlwollende Neugierde. Jetzt müssen wir es schaffen, diese positive Energie zu nutzen und weiterzutragen.

Sie haben noch zwei Museen in der Pipeline: das Chocolate Competence Center von Lindt & Sprüngli in Kilchberg und den Erweiterungsbau des Wallraf-Richartz-Museums in Köln. Sind Sie jetzt zu grossen Museumspezialisten avanciert?

Es kommen noch Wettbewerbsarbeiten hinzu: zum Beispiel für das Munch-Museum beim Hafen in Oslo – eine spektakuläre Ausgangslage, bei der wir auf dem zweiten Platz landeten. Es ist zwar schade, dass wir den Auftrag nicht bekamen, aber wir konnten wichtige Erfahrungen sammeln. Wir haben schon einige Museen entworfen, sodass wir durchaus ein Profil als Museumspezialisten entwickeln konnten und entsprechend auch zu Wettbewerben eingeladen werden. Das ist toll.

Wie können Sie so viele Grossprojekte aufs Mal bewältigen? Mussten Sie Ihr Büro massiv ausbauen?

Unser Büro musste wachsen, als sich abzeichnete, dass das Landesmuseum und

weiter auf Seite 10 ►

Schon vor der Eröffnung im April hat das Bau- und Verkehrsdepartement zu einem Rundgang durch den Neubau geladen.

Verblüffend weitläufig, begeisternd elegant

von Dominique Spirgi

Wer in den neuen Erweiterungsbau des Kunstmuseums Basel will, muss erst einmal in den Keller steigen.

Aber Keller ist hier sicher das falsche Wort. Und von einer Kellerstiege kann schon gar nicht die Rede sein. Es ist eine prachtvolle Treppe, die über viele Marmorstufen hinunterführt, bis man in den grosszügigen und hell erleuchteten Durchgang vom Haupt- in den Erweiterungsbau gelangt.

Wundervollen und vor allem grosszügig angelegten Treppen begegnet man in diesem Haus auch später wieder. Dann, wenn man vom riesigen unterirdischen Foyer und Veranstaltungsraum wieder hinaufsteigt. Natürlich gibt es auch mehrere Lifte im neuen Haus, doch allein der Gang durch das elegante und vor allem verblüffend weitläufige Treppenhaus, das mit leicht geschwungenen Übergängen die rechten Winkel bricht, ist schon einen Besuch wert.

«Der Bau haut einen um»

Das trifft sich zumindest im Moment gut, denn Kunst gibt es noch keine zu sehen in den neuen Museumsräumen. «In einer Woche wird das Bau- und Verkehrsdepartement die Räume dem Museum übergeben», sagte der Departementsvorsteher Hans-Peter Wessels an der Medienführung.

Es war ein strahlender Regierungsrat, der die handverlesenen Medienleute begrüsst. Zugegeben, das strahlende Gesicht ist Wessels' Markenzeichen, das er eigentlich immer ausspielt. Aber hier war es wirklich angebracht. «Der Bau haut einen um», versprach er. Und fügte hinzu, dass man im Bau- und Verkehrsdepartement (BVD) stolz sei, den schönen und anspruchsvollen Bau termin- und kostengerecht fertiggestellt zu haben.

Und zu beeindrucken vermögen die neuen Räume tatsächlich: Nicht nur die ausgesuchten Materialien – vom edlen Holzboden bis zur Spannbetondecke – beeindrucken. Es ist vor allem die verblüffende Feststellung, dass es die Architekten Emanuel Christ und Christoph Gantenbein geschafft haben, derart weitläufige und grosszügige Räume in einen Neubau zu packen, der nicht eben auf einer riesigen Parzelle steht.

Und man staunt, dass alle Ausstellungsräume rechteckige Grundrisse haben in einem Bau, dessen Fassade durch einen markanten Knick geprägt und keineswegs rechteckig ist.

Es sind Ausstellungsräume, die ausgesprochen flexibel zu bespielen sind und auch für raumgreifende Installationen und Skulpturen genügend Platz bieten, was in den Enfilades (Raumfluchten) des Hauptbaus nur schwer oder gar nicht möglich war. Nun gut, ein Luginbühl-Monstrum passt auch hier nicht rein, dafür reicht die Raumhöhe von rund 5,30 Metern nicht aus. Für vieles andere aber schon.

Überzeugend am Neubau ist auch, wie die Architekten Respekt gegenüber der Umgebung und insbesondere gegenüber dem Hauptbau zeigen. Der Baugrund ist ja mit der historischen St. Alban-Vorstadt auf der einen und der dicht befahrenen Dufourstrasse auf der anderen Seite nicht ganz ohne. Das Bauvolumen der Erweiterung orientiert sich im Massstab an demjenigen des Hauptbaus. Gleichzeitig verleiht die quer durchfurchte Fassade aus Backsteinen in verschiedenen Grautönen dem Gebäudeteil eine gewisse Leichtigkeit und verhindert so, dass der Neubau die Altbauten auf der anderen Seite erdrückt.

Stimmiges Miteinander

Ausgesprochen gut platziert sind die hohen Fenster im ersten Stock. Sie ermöglichen schöne und zum Teil überraschende Ausblicke auf den Hauptbau, auf die St. Alban-Vorstadt, die Wettsteinbrücke bis zum Messeturm und in die Rittergasse mit den Münstertürmen im Hintergrund.

Der Erweiterungsbau umfasst eine Ausstellungsfläche von insgesamt 2740 Quadratmetern. Der grösste Raum befindet sich im Erdgeschoss und misst 400 Quadratmeter. Neu wird das Kunstmuseum Basel mit seinen drei Häusern über eine Ausstellungsfläche von insgesamt 9840 Quadratmetern verfügen. Dies entspricht einer Steigerung um 29 Prozent.

Das ist viel Fläche, die der designierte neue Kunstmuseumsdirektor Josef Helfenstein nach Verebben der Anfangseuphorie im Dauerbetrieb wird bespielen müssen. tageswoche.ch/+nzbhx ×



Schöne Materialien und klare Proportionen: Christ findet die neuen Museumsräume «durchaus klassisch».

► das Kunstmuseum gleichzeitig umgesetzt werden. Aber sehr gross ist es nicht. Wir sind rund 45 Leute und das ziemlich konstant. Grossprojekte dieser Art erleben unterschiedlich intensive Phasen und auch Unterbrüche im Arbeitsablauf. In Köln zum Beispiel ruht das Projekt gerade, da warten wir auf den nächsten Entscheid im Prozess. Beim Projekt in Kilchberg durchleben wir indes gerade einen intensiven Arbeitsabschnitt. Als Architekten müssen wir uns flexibel auf diese Situationen einstellen können. Von grossem Vorteil ist, dass wir unser Wissen, das wir uns mit den beiden aktuellen Museumsprojekten aneignen konnten, jetzt einsetzen können.

Museen sind Prestigebauten, gewissermassen Tempel im modernen urbanen Raum. Wie beeinflusst das Ihre Arbeit?

Das Museum hat als öffentliche Institution und als architektonisches Ereignis in den vergangenen Jahrzehnten eine fulminante Entwicklung durchlebt. Es ist Tourismus-Magnet und Prestigeobjekt für Spon-

soren. Das führte teilweise zu einer Präsenz, die man fast schon als penetrant bezeichnen kann. Auf der anderen Seite sind Museen wichtige Institutionen der Bildung und das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft.

«Ein Kunstwerk hat das Recht auf einen architektonischen Raum, der ebenso verbindlich ist wie das Werk selber.»

Und was sind Museen für Sie?

Was meinen Partner Christoph Gantenbein und mich interessiert, ist der Versuch, das Museum verstärkt im Kontext des Ortes und seiner Geschichte zu sehen. Wir wollen nicht einfach eine möglichst spektakuläre Skulptur erstellen, sondern ein Gebäude entwerfen, das es schafft, das be-

reits Bestehende mitzunehmen und neu zu aktivieren. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass es sich bei Museumsneubauten in Europa sehr oft um Erweiterungen und Ergänzungen handelt, wie auch unsere aktuellen Projekte in Basel und Zürich sowie auch in Köln zeigen. Die wesentliche Frage dreht sich um das Weiterverwenden und Artikulieren des Bestehenden und um das Hinzufügen von Neuem. Das ist eine sehr spannende Fragestellung.

Einer der Architekten des alten Kunstmuseums war Ihr Grossonkel Rudolf Christ. Haben Sie aufgrund dieser verwandtschaftlichen Verbindung eine besondere Beziehung zu diesem Bau?

Ich habe einen besonderen Bezug zum Hauptbau, weil ich bereits als Kind sehr oft in diesem Museum war. Die Tatsache, dass dieser Bau vom Bruder meines Grossvaters gebaut wurde, spielte für mich keine so wichtige Rolle. Eigentlich ist mein Interesse an dieser Person erst im Zuge der intensiven Auseinandersetzung mit dem alten



FOTO: NILS FISCH

Bau wieder gestiegen. Da wurde mir erst bewusst, dass er ein sehr guter Architekt war.

Zurück zum Prestigecharakter von Museumsbauten. Museen möchten auch Aussenwirkung erreichen. Letztlich ist ein Museum aber ein Zweckbau. Ist es schwierig, diese beiden Erfordernisse unter einen Hut zu bekommen?

Es gibt eine Zweckmässigkeit im Innenraum – dies ist allein schon durch die logistischen Anforderungen bedingt. Der Zweck variiert aber von Museumstyp zu Museumstyp sehr. Im Landesmuseum werden geschichtliche Zusammenhänge oder gesellschaftliche Themen verhandelt. Das bedingt ganz andere Formen von Ausstellungsszenografien und Inszenierungen. Das Kunstmuseum ist in meinem Verständnis ein Ort, an dem die Kunstwerke eine andere Präsenz entwickeln. Die Räume sind klassisch und zurückhaltend.

Zurückhaltung bis zum White Cube?

In einem gewissen Sinne, ja. Die Wände sind weiss, ihre Farbe kann je nach Bedarf

auch abgeändert werden. Aber es geht hier nicht um die weitestgehende Zurücknahme und Abstrahierung von Architektur. Es sind Museumsräume, die man durchaus als klassisch bezeichnen kann, mit schönen Materialien und klaren Proportionen. Uns schwebten Museumsräume mit einer sichtbaren Materialität vor, Räume, die spürbar sind.

Was bedeutet das?

Ein Kunstwerk hat das Recht auf einen architektonischen Raum, der ebenso verbindlich ist wie das Werk selber: Das Original soll auf das Original treffen. Deshalb haben wir uns bemüht, den Räumen eine physische Präsenz zu verleihen und Materialität zu zeigen, etwa mit den markant strukturierten Betondecken. Das alles entspringt der Fragestellung: Was ist die richtige Architektur, um Kunst in den unterschiedlichsten Formen zeigen zu können?

Wie sieht es bei der äusseren Hülle aus?

Gegen aussen versuchten wir, dem anspruchsvollen städtischen Kontext gerecht

zu werden. Mit der historischen St. Alban-Vorstadt auf der einen und dem Hauptbau auf der anderen Seite. Das Haus soll sich in diesen Kontext einfügen, in einen Dialog mit der Umgebung treten, gleichzeitig aber auch behaupten dürfen: Hier bin ich, und ich bin ein Bau des 21. Jahrhunderts. Das wird durch den Baukörper selber sichtbar, darüber hinaus durch den LED-Fries an der Fassade, der dem Haus eine subtile, aber letztlich auch intensive Strahlkraft verleihen wird. Hier tritt auch das Ikonsche des Baus in Erscheinung.

«Ein Museum, das vor allem architektonisches Spektakel sein will, ist eine heikle Sache.»

Es gibt berühmte Beispiele, bei denen die architektonische Selbstbehauptung und der Zweck nicht so gut im Gleichgewicht stehen. Im New Yorker Guggenheim Museum von Frank Lloyd Wright sind kaum gerade Wände zu finden, an denen sich ein Bild richtig aufhängen lässt.

Ein Museum, das vor allem architektonisches Spektakel sein will, ist eine heikle Sache. Der Bau von Frank Lloyd Wright ist genial und verhängnisvoll zugleich. Ich war kürzlich wieder dort und hatte tatsächlich einen Eindruck, der ans Psychedelische grenzt: Man weiss nicht wirklich, ob die Bilder schräg hängen oder ob es sich nur um eine optische Täuschung handelt, die sich durch die Architektur ergibt. Das ist eine problematische Situation. Aber das Guggenheim in New York darf eine Ausnahme sein. Es ist letztlich ein wunderbares Museum, eine herausragende Architektur-Ikone. Aber ich hätte dieses Museum nicht bauen können, weil es letztlich impertinent ist gegenüber der Kunst oder bestimmten Formen von Kunst. Aber wenn man es schafft, sich auf die Räume einzulassen, können auch herausragende Ausstellungen entstehen. Ich bin gespannt, ob dies mit der eben angelaufenen Fischli-Weiss-Ausstellung funktionieren wird.

Wie frei waren Sie beim Erweiterungsbau des Kunstmuseums?

Die Vorstellungen von Kunstmuseumsdirektor Bernhard Mendes Bürgi, was gute Ausstellungsräume sind, waren programmatische Vorgaben für uns. Auch, dass sich die neuen Räume mit den alten des Hauptbaus zu messen haben. Das war bereits eine Vorgabe im Wettbewerbsprogramm. Während des gesamten Planungsprozesses sprachen wir viel darüber, wie die Räume proportioniert sein müssen, wie sie sich bespielen lassen, bis zur Frage, wie viele Fenster möglich sind.

Auffallend ist die Grosszügigkeit und Weitläufigkeit der neuen Räume – sie stehen im Gegensatz zu den Kabineträumen oder den Gemäldegalerien im

weiter auf Seite 13 ►

Inch Furniture entwirft die Möbel für den Erweiterungsbau des Kunstmuseums Basel – und baut sie auch selber.

Zwei Basler möbeln den Erweiterungsbau auf

von Karen N. Gerig

Thomas Wüthrich und Yves Raschle haben mit Inch Furniture eine Nische entdeckt. Seit sechs Jahren sind sie mit ihrem Team beim Dreiländereck zu Hause und produzieren Möbel in der eigenen Werkstatt – vom ersten Entwurf bis zum letzten Handgriff. Aktuell bauen sie das Mobiliar für den Erweiterungsbau des Basler Kunstmuseums.

Den Auftrag für die Entwicklung dieser Möbel erhielten sie vom Architektenteam Christ & Gantenbein, die keine Möbel ab Stange wollten. Bei Inch Furniture wissen die Architekten, was sie bekommen, und sie können aktiv bei der Planung dabei sein.

Tisch nach Mass

Fürs Kunstmuseum dürfen sich die Produktdesigner etwas Neues einfallen lassen. «Bei Spezialanfertigungen kann es jedoch sein, dass nachher etwas davon in die Kollektion einfliesst – wer weiss», sagt Wüthrich. Bei ihrem Auftrag für die World Expo 2010 in Schanghai war das so: Auch dort hatten sie mit den Architekten des Schweizer Pavillons, Buchner Bründler, eng zusammengearbeitet und die gesamte Möblierung dafür entworfen. Die Stühle, die dabei entstanden, wurden nachher in die Kollektion aufgenommen.

Welche Möbel das Kunstmuseum bekommt, ist heute noch geheim. «Das soll ja auch eine Überraschung sein an der Eröffnung im April», sagen die Designer. So viel sei aber verraten: «Es geht ja – neben der Funktionalität, die wir voraussetzen – um die Atmosphären im Raum», sagt Wüthrich. «Beim Erweiterungsbau ist der Materialkontrast im Innern des Gebäudes sehr interessant, darauf reagieren wir.»

Um solche Eigenheiten der Räume herauszufinden, arbeiten die Möbeldesigner am liebsten vor Ort und lassen sich inspirieren. Die Raumverhältnisse können entscheidend sein – selbst wenn nur ein Rohbau vorhanden ist. Die Designarbeit fürs Kunstmuseum begann deshalb schon vor über einem Jahr, als ausser der Betonhülle noch nicht viel zu sehen war.

Manchmal ist aber auch schon alles da, wenn das Inch-Furniture-Team anrückt. Wenn es zum Beispiel einen Tisch für ein

Sitzungszimmer zu entwerfen gibt, das keinen rechten Winkel hat. Oder für eine Wohnung, in die kein rechteckiger Tisch passt. Dann zeichnen sie eine passende Form, entwerfen ein 1:1-Modell – und fertig ist der Tisch nach Mass.

Während die Kollektions-Möbel problemlos für jeden Bedarf verkauft werden können, ist es für Massanfertigungen unabdingbar, vor Ort zu sein. Deshalb haben Inch Furniture in Basel auch keine Ladenvertretung, sondern wickeln Verkäufe direkt und selber ab. Das birgt grosses Sparpotenzial und wird in der Branche nicht nur gerne gesehen – weil es den Zwischenhändler unnötig macht.

Sehr oft seien die Schritte bei der Möbelproduktion voneinander getrennt, sagt Yves Raschle: Der Designer designt, die Produktion geschieht woanders, der Verkauf über einen Händler an einer dritten Stelle. «Die Wertschöpfungskette ist uns wichtig. Wo der Rohstoff herkommt, dort sollte er idealerweise auch verarbeitet werden», sagt Thomas Wüthrich. Um die fachgerechte Verarbeitung von Teakholz zum Beispiel kümmert sich deshalb ein Produktionsbetrieb der Holzfachschule Pika in der indonesischen Hafenstadt Semarang.

Austausch mit Indonesien

Dass die Produktdesigner damit Kosten sparen wollen, stimme allerdings nur bedingt, sagen Wüthrich und Raschle. Denn einerseits stammt das Teakholz eben aus indonesischen Plantagen, andererseits interessiert die beiden der Austausch mit der dortigen Handwerkskultur: Es sei «Wissen, das von einem Ort zum andern fliesst».

Für Raschle und Wüthrich ist das Sparpotenzial zweitrangig. Wichtiger ist ihnen der Kontakt mit den Kunden und mit ihren ausgewählten Produzenten. Und deshalb mögen sie auch Aufträge wie jenen fürs Kunstmuseum – weil sie einen Dialog voraussetzen. Folglich halten Raschle und Wüthrich auch an ihrem Nischenmodell fest: Designer und Produzent gleichzeitig zu sein. Schlicht, weil ihnen die Arbeit so Freude macht.

tageswoche.ch/+kmbdo

×

Das weitläufige Treppenhaus allein ist schon

► **Hauptbau, die sich nicht beliebig bespielen lassen.**

Hier zeigt sich der Versuch, aus der Vorstellung von klassischen Museumsräumen heraus offenere Formate zu finden. Die Räume im neuen Haus wiederholen nicht einfach das, was es im Altbau auf der anderen Strassenseite bereits gibt. So sind die neuen Räume zum Beispiel deutlich grösser. Auch wenn die Kunst ab den 1950er-Jahren hier im Vordergrund stehen wird, müssen sich die Räume für alle Formen von Kunst bewähren: für raumgreifende Installationen ebenso wie auch für Werke zum Beispiel aus dem Rokoko.

«Es gab Differenzen mit der Direktion des Kunstmuseums, aber stets innerhalb einer respektvollen und freundschaftlichen Auseinandersetzung.»

Gab es auch Differenzen mit der Direktion des Kunstmuseums?

Das gab es schon auch, aber stets innerhalb einer respektvollen und freundschaftlichen Auseinandersetzung. Für uns Architekten war es wichtig, dass es im ersten Obergeschoss Fenster gibt, durch die man sich im Stadtraum orientieren kann, damit die Beziehung zur Umgebung auch von innen heraus spürbar wird. Andererseits sorgen Fenster auch für gewisse Konflikte im Ausstellungsbetrieb: Sie sorgen für Gegenlichtsituationen, sie können ablenken und sind auch unter konservatorischen Gesichtspunkten nicht immer ganz unproblematisch. Darüber haben wir lange diskutiert. Auch über den Boden waren wir uns lange nicht einig: Bernhard Mendes Bürgi wollte Holzboden, wir waren zuerst nicht so sicher, aber jetzt halte ich es für die denkbar beste Lösung.

tageswoche.ch/+p7un7

×



einen Besuch wert.

FOTO: NILS FISCH



Dossierfest, hartnäckig, gläubig: Die neue Grossratspräsidentin findet über ihre eigene Partei hinaus Anhänger. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Dominique König-Lüdin

Am 3. Februar leitete die SP-Politikerin erstmals die Grossrats-Sitzung. Diese Jahreszeit ist für sie schwierig, vor einem Jahr verlor sie ihren Sohn. Ein Porträt.

Im Alter wird sie immer radikaler

von Andrea Fopp

Ob Gott den Menschen oder der Mensch Gott erschaffen hat, ist umstritten. Eines hat Gott aber ganz sicher geschafft: Er hat mitgeholfen, Dominique König-Lüdin in den Grossen Rat zu bringen – in Zusammenarbeit mit Christoph Blocher.

Wir sitzen im Café des Literaturhauses. Die 59-Jährige ist mit dem Velo durch die eisige Kälte geradelt, bestellt einen Tee und erzählt, wie sie zur Politik kam.

Stimmen von Mitgläubigen

Es war eben nicht nur Königs verstorbener Vater Frank Lüdin, der FDP-Landrat, Baselbieter Verfassungsrat und Verleger der «Basellandschaftlichen Zeitung», der den Ausschlag gegeben hat, sondern es war auch Blocher. Als der 2003 Bundesrat wurde, dachte König: «Jetzt muss ich etwas tun, sonst verbläst es mich vor Wut.» Deshalb trat sie mit 47 Jahren in die SP ein und kandidierte für den Grossen Rat.

König wurde auf Anhieb gewählt. Das verdankt sie – und hier sind wir wieder bei Gott – unter anderem auch ihrem Glauben. Sie engagierte sich jahrelang in der Gellertkirche. «Ich habe viele Stimmen aus der Gemeinschaft erhalten», sagt sie.

Dass es König «fast verbläst vor Wut», ist kaum vorstellbar, so ruhig antwortet sie auf Fragen, so freundlich, ernst – professionell. Sogar, wenn man sie auf das letzte Jahr anspricht, bleibt König gefasst. Sie versteckt ihre Gefühle nicht und fängt sofort an zu weinen, doch sie wirkt nicht aufgelöst. König hat das Schlimmste erlebt, was einer Mutter passieren kann: Sie hat ihren Sohn verloren, in einem Lawinenunglück.

Das war am 31. Januar 2015. Jetzt, ein Jahr später, am 3. Februar, beginnt ihre Amtszeit als Grossratspräsidentin. Dazu gehört auch, dass sie ihren Einstand mit einem Fest für alle Grossräte feiert. «Das wird nicht leicht», sagt König. Sie müsse sich hin und wieder zurückziehen.

Dominique König hat sich auch bei Bürgerlichen einen Namen als fähige Sachpolitikerin gemacht.

Doch der totale Rückzug ist nicht Königs Lösung. «Ich versuche, zu leben», sagt sie. Wenn sie daheim sitze, versinke sie in Trauer. Der Glaube ist ihr keine Hilfe. «Ich habe nach dem Tod meines Sohnes sehr mit Gott gehadert», sagt sie.

Sport hilft besser. Ein paar Tage nach dem Unglück ging König auf eine Skitour in den Bergen. «Ich musste meinen Körper spüren», sagt sie. Auch das Cembalo spielen tut ihr gut, und neue Herausforderungen wie ein Jodelkurs und ein neues

Instrument, die Handorgel, helfen bei der Trauerarbeit. Und natürlich ihr Partner, ihre beiden Töchter und ihre Enkelin. «Sie ist das pure Leben.»

König hat kein Problem damit, über ihren Verlust zu sprechen. «Doch ich möchte nicht, dass man mich nur noch darüber definiert.» Darüber muss sich König keine Sorgen machen. Dafür ist sie zu respektiert.

Als ehemalige Präsidentin der Geschäftsprüfungskommission (GPK), derjenigen Kommission, die der Regierung und der Verwaltung auf die Finger schaut, hat sie sich einen Namen als fähige Sachpolitikerin mit Führungskompetenzen gemacht. Und das auch bei den Bürgerlichen.

LDP-Grossrat Thomas Strahm war bereits in der GPK, als König die Leitung übernahm. «Wenn nötig, hat sie die Kommission tough geführt, wenn möglich, liess sie uns Freiheiten», sagt Strahm anerkennend.

Autonome Denkerin

König kennt ihre Dossiers und ist sattelfest in verschiedensten Themen – von Motorfahrzeugsteuern und Strommarktpreisen über Lärmschutz bei Autobahnen und dem Beschaffungswesen bis hin zur Kinderbetreuung.

Urs Müller (BastA!), ebenfalls Mitglied der GPK, sagt: «König denkt autonom – sie plappert nie einfach dem Parteibüchlein nach.» Ausserdem bleibe sie hartnäckig an Themen dran und lasse sich nicht einfach von der Regierung abspesen.

Beispiel häusliche Gewalt: Hier herrschte der Verdacht, dass das Verhalten der Staatsanwaltschaft Opfer davon abhielt, gegen die Täter zu klagen. König blieb am Thema dran und erreichte, dass die Staatsanwaltschaft nun enger mit der Fachstelle Häusliche Gewalt zusammenarbeitet.

Auch ausserhalb der GPK wird König geschätzt. FDP-Grossrat Christoph Haller zeigt sich fast schon als Fan, «obwohl sie naturgemäss in der falschen Partei ist». «Dominique König ist extrem engagiert, handelt überlegt und ist undogmatisch», sagt er. Ausserdem teilten sie einige Gemeinsamkeiten. Sie hätten den gleichen Jahrgang, seien im gleichen Jahr gewählt worden, sie seien beide Grosseltern und – das ist auch nicht zu unterschätzen – «unser Garderobenständer im Grossen Rat stehen nebeneinander».

Haller ist überzeugt, dass Basel es König zu verdanken hat, dass der Weihnachtsmarkt heute auch auf dem Münsterplatz stattfindet. Ihre schriftliche Anfrage ist zwar bei der Regierung abgeblitzt, aber «sie hat den Weg geebnet».

Führungspersönlichkeit, Sachkompetenz, professioneller Auftritt, – diese Frau scheint von magistralem Kaliber und wie geschaffen für ein Regierungsratsamt. Doch König winkt ab. Sie will nicht in die Exekutive, in der sie die eigene politische Meinung dem Kompromiss unterordnen müsste. «Als Parlamentarierin bin ich viel freier, meine politische Meinung zu vertreten.»

Ausserdem werde sie mit den Jahren nicht gemässiger, sagt König: «Je älter, desto radikaler werde ich.» Wieder so ein Satz, den man nicht erwartet aus dem Mund der ruhigen König. Doch sie hat Beispiele – es geht vor allem um die Gleichstellung. «Dass Frauen immer noch weniger verdienen als Männer, ist inakzeptabel», sagt sie.

Ausserdem sei es Zeit für den Vaterschaftsurlaub. 2011 hat sie in einem Anzug zwei Wochen bezahlten Urlaub für frisch Vater Gewordene im Kanton gefordert, ist damit aber gescheitert.

Jesus, der Sozialdemokrat

Ein weiteres Anliegen: «Grosseltern sollten ihre Betreuungsarbeit bei der AHV anrechnen können.» Schliesslich leisteten sie Gemeinschaftsarbeit, sagt König. Sie selbst hütet einmal pro Woche ihre dreijährige Enkelin.

König ist und bleibt auch eine Familienfrau – das kommt in ihrem Lebenslauf an erster Stelle, vor dem Beruf Musikpädagogin. Und damit sind wir wieder bei Gott. Es waren ihre Kinder, die König zur Kirche brachten. «Ich wollte ihnen Werte mitgeben», sagt sie. «Schliesslich war Jesus der erste Sozialdemokrat – er gibt denen, die in Not sind.»

tageswoche.ch/+fz190

×

ANZEIGE

Pascal Pfister
Grossrat SP Basel-Stadt
Mitglied Gesundheits- und
Sozialkommission (GSK) und
Petitionskommission (PetKo)

«UNSER BODEN,
UNSERE
ZUKUNFT»

Am 28. Februar 2016
NEUE BODENINITIATIVE JA
www.bodeninitiative-basel.ch

Die Streichung der Behindertenfachstelle sei leichtfertig geschehen, findet deren Leiter Martin Haug. Von seinem ehemaligen Vorgesetzten Guy Morin ist er enttäuscht.

«Ich habe das Argument von Guy Morin nie verstanden»

von Yen Duong

Zwölf Jahre hat sich Martin Haug im Namen der Basler Verwaltung für Behinderte eingesetzt. Dann kam der Schlag: mit der Sparkeule der Basler Regierung. Die «Fachstelle für die Gleichstellung von Menschen mit einer Behinderung» brauche es nicht mehr, befand Regierungspräsident Guy Morin. Behindertenorganisationen und Betroffene kämpften vergebens gegen den Entscheid an. Martin Haug wurde in Frührente geschickt.

Lange hat er schweigen müssen – auf Anweisung der Departementsleitung. Er ist enttäuscht. Vom Entscheid und von Guy Morin. Beunruhigend sei das, sagt Haug im Interview, eines Kantons wie Basel-Stadt unwürdig. Am meisten beschäftigt ihn, dass die Betroffenen, für die das tägliche Leben ohnehin schon ein Kampf sei, sich jetzt wieder selber in der Verwaltung gegen Benachteiligungen wehren müssten.

Herr Haug, kürzlich hat der Grosse Rat entschieden, dass die Behindertenfachstelle definitiv gestrichen wird.

Wie nahe geht Ihnen der Entscheid?

Sehr nahe. Die Streichung irritiert mich als Fachperson und Staatsbürger extrem.

Was irritiert Sie – abgesehen von der persönlichen Betroffenheit?

Ein Sozialstaat muss sich für die Gleichstellung und Inklusion von Menschen einsetzen, die wegen einer Behinderung dauerhaft benachteiligt sind – und das sind immerhin 20 Prozent der Bevölkerung. Diese Menschen müssen einen fachlichen Vertreter in der Verwaltung haben, der ihre Bedürfnisse einbringt und ihre Themen vorantreibt. Wenn sich aber ein Kanton, der viel Geld in die Kultur investiert, 150 000 Franken im Jahr für den sozialen Zusammenhalt und den Schutz vor Diskriminierung nicht mehr leisten will, dann beunruhigt mich das. Für mich gehört dieser

Schutz auch zur Kultur: zur Kultur der Vielfalt, der Solidarität und der Unterstützung von Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben. Letztlich ist die Streichung der Behindertenfachstelle aber auch der beste Beweis dafür, dass das komplexe Thema noch völlig ungenügend wahrgenommen wird – von der Politik, der Verwaltung und teilweise von den Medien.

Sonst wäre es also gar nicht so weit gekommen?

Genau. Wären das Thema und die betroffenen Menschen in Kopf und Herz präsent, dann wäre es nie zu diesem Entscheid gekommen.

Ausschlaggebend für die Streichung der Fachstelle waren die Linken im Grosse Rat. So hatte die SP vier Absenzen an diesem Tag. Diese vier Stimmen haben schliesslich gefehlt.

Ja, das ist schade. Ebenso bedaure ich, dass fast alle bürgerlichen Politikerinnen



«Die Gleichstellung ist noch in keinem Lebensbereich umgesetzt», sagt Martin Haug.

FOTO: NILS FISCH

und Politiker an der Streichung festhielten. Behinderung betrifft schliesslich alle!

Guy Morin begründete die Streichung der Fachstelle immer damit, dass das Verständnis für die Anliegen der Behinderten inzwischen in der Verwaltung angekommen sei. Teilen Sie diese Ansicht?

Nein. Das Thema ist sehr vielfältig, allein schon die komplexen Rechtsgrundlagen. Vor allem aber gibt es unterschiedliche Behinderungen: Es gibt Körperbehinderte, Sehbehinderte, Hörbehinderte, Menschen mit einer geistigen Behinderung und Menschen mit einer psychischen Beeinträchtigung. Somit müssen unterschiedlichste Bedürfnisse der Betroffenen berücksichtigt werden. Man muss also genau wissen, wie man dem einzelnen Menschen in den verschiedenen Lebensbereichen schnell und konkret helfen kann. Das ist ein Handwerk. Zu sagen, dass alle in der Verwaltung davon etwas verstehen, ist eine Geringschätzung des Themas. Kommt hinzu, dass die Betroffenen eine Ansprechperson brauchen und nicht mehrere. Ich habe Herrn Morins Argument nie verstanden. Denn damit könnte man viele andere Stellen auch streichen.

«Ich habe seit vier Jahren nicht mehr persönlich mit Guy Morin gesprochen.»

Wieso?

Mit seiner Logik müsste man eigentlich die vielen Querschnittsaufgaben in seinem Departement abschaffen. Ausserdem gibt es in der Verwaltung viele Interessenvertreter. Diese haben die Aufgabe, ein bestimmtes Thema zu fördern und zu unterstützen. So hat beispielsweise der Kulturbeauftragte die Aufgabe, eine vielfältige Kultur zu fördern und die Interessen der Kulturschaffenden in die Verwaltung einzubringen. Die anderen Gleichstellungsthemen in den Bereichen «Frau und Mann» sowie «Migration», die es schon viel länger gibt und die personell ganz anders ausgestattet sind, hätte man Herrn Morins Logik zufolge längst streichen müssen. Das Argu-

Und was sagt Guy Morin?

Die TagesWoche hat Guy Morin um eine Stellungnahme zu den von Haug geäusserten Vorwürfen gebeten. So wollten wir wissen, warum Morin nie das Gespräch mit dem Leiter der Behindertenfachstelle gesucht habe. Guy Morin äussert sich folgendermassen zum Thema: «Personalführung findet nicht zuletzt zum Schutz des Personals nicht in den Medien statt und personelle Fragen sind aus demselben Grunde grundsätzlich vertraulich zu behandeln. Deshalb kann ich dazu keine Stellung nehmen.»

ment ist also nicht nur falsch, es wird sonst auch nicht angewendet.

Was hat die Streichung der Fachstelle bei Ihnen ausgelöst?

Ich war schockiert. Ich hielt so etwas in diesem Kanton für unmöglich. Doch die Solidarität der Betroffenen und ihres grossen Umfelds waren eine grosse Stütze für mich. Das war sehr bewegend.

«Von einem Vorgesetzten erwarte ich, dass er offen, achtsam und menschlich kommuniziert.

Das ist in diesem Fall leider nicht geschehen.»

Wie hat Guy Morin Ihnen gegenüber die Streichung begründet?

Ich habe seit vier Jahren nicht mehr persönlich mit ihm gesprochen.

Wer teilte Ihnen den Entscheid denn mit?

In aller Knappheit Thomas Kessler, mein direkter Vorgesetzter.

Sie hatten diesbezüglich nie mit Guy Morin zu tun?

Nein.

Das ist schwer vorstellbar, zumal der Aufschrei riesig war.

Ja, das ist sehr irritierend. Es ist absolut legitim, wenn Herr Morin mit einem Sparauftrag die Streichung dieser Fachstelle ins Auge fasst. Es wäre verantwortungsvoll gewesen, wenn er sich mindestens bei der entsprechenden Fachperson, die das Thema zwölf Jahre bearbeitet hat, im Vorfeld aus erster Hand informiert hätte: Wo funktioniert es, wo nicht? Wenn ihn meine Ausführungen nicht überzeugt hätten und er trotzdem entschieden hätte, die Fachstelle zu streichen, hätte ich das zwar bedauert, aber es wäre für mich und die Betroffenen vom Prozess her nachvollziehbar gewesen. Ich hätte es anständig gefunden, wenn er mir seine Argumente für die Streichung persönlich mitgeteilt hätte.

Wie haben Sie denn davon erfahren?

Seine Begründung und auch die Vorwürfe gegenüber meiner Amtsführung – etwa, dass es niemanden brauche, der Konzepte schreibt –, kenne ich aus den Medien. Ich habe in den vergangenen zwölf Jahren keine Konzepte geschrieben. Diese gibt es längst, man muss sie umsetzen. Dafür habe ich gearbeitet. Herr Morin ist Politiker, er trifft die politischen Entscheidungen. Aber es ist auch eine Frage des Stils. Von einem Vorgesetzten erwarte ich als engagierter Mitarbeiter, dass er offen, achtsam und menschlich kommuniziert. Das ist in diesem Fall leider nicht geschehen.

Sie durften sich zwölf Monate lang, bis zum Ablauf Ihrer Anstellung, auch nicht öffentlich zur Streichung Ihrer Stelle äussern. War der Maulkorb für Sie nachvollziehbar?

Es ist klar, dass man sich seinem Arbeitgeber gegenüber loyal verhalten muss. Aber eine inhaltliche Diskussion hätte man führen müssen, gerade in diesem Fall, in dem grundlegendes Wissen fehlt, wäre das angebracht gewesen. Für mich ist es ein Zeichen von Schwäche, vielleicht auch von Angst, den Betroffenen nicht informieren zu lassen. Denn ich hätte mich sachlich zu diesem Thema geäussert. Das ist auch unsere Aufgabe. Wir sind keine Politiker, sondern in der Verwaltung verantwortliche Fachpersonen für ein Thema. Dass ich mich nicht einbringen durfte, zeugt nicht von Dialogfähigkeit und Bereitschaft, sich mit unterschiedlichen Meinungen auseinanderzusetzen.

Sie klingen enttäuscht.

Ich habe kein Interesse, Herrn Morin zu attackieren. Ich finde es aber wichtig, dass man über solche Ereignisse redet. Mir geht es darum, darauf hinzuweisen, dass man mit den fragilen sozialen Themen nicht fahrlässig umgehen darf. Für die Zukunft heisst das, dass man mit verletzlichen Themen – und Behinderung ist eines davon – verantwortungsvoll und achtsam umgeht. Auch Anstand und Stil finde ich wichtig.

Worauf führen Sie es zurück, dass die Fachstelle so leichtfertig abgeschafft wurde?

Auf Unwissen. Das Thema wird schlichtweg unterschätzt. Viele haben keine Begegnungen mit behinderten Menschen und wissen nicht, wie man ihnen auf Augenhöhe begegnet. Es ist das verletzlichste Gleichstellungsthema – und auch das persönlichste. Es braucht wenig, und man zählt selber zu den Betroffenen: Ein Unfall, eine psychische Erschütterung und man steht auf der anderen Seite des Lebens. Dass gerade ein Arzt kein Verständnis für dieses Thema hat, irritiert mich. Herr Morin müsste diesem Thema doch Sorge tragen. Ein gleiches Vorgehen bei der Gleichstellung von Frauen und Männern oder Migrantinnen und Migranten ist undenkbar. Es wäre nie so weit gekommen. Aber hier? Ja, wir sind das schwächste Thema. Umso bedenklicher die Entscheidung.

«Die Abschaffung der Fachstelle ist eines Kantons mit langer sozialer Tradition und gesunden finanziellen Verhältnissen unwürdig.»

Der Widerstand der Behinderten war riesig. Sogar in anderen Kantonen zeigte man sich empört über die Schliessung.

Ja, aber es hat alles nichts gebracht. Es gab keinerlei Bereitschaft, den Entscheid noch einmal zu überdenken, trotz zahlreicher Interventionen von schweizerischen Verbänden.

Wie weit ist Basel-Stadt mit der Gleichstellung von Behinderten?

Es gibt noch so viel zu tun. Die Gleichstellung ist in keinem Lebensbereich umgesetzt. Wer eine Behinderung hat, muss Unglaubliches leisten, um ein selbstbestimmtes Leben führen zu können. 60 Prozent der Gebäude sind für Rollstuhlfahrende nicht zugänglich. Es gibt in dieser Stadt viel zu wenig rollstuhlgängige Toiletten. Die Betroffenen machen ihren Tagesplan davon abhängig, ob sie irgendwo aufs WC gehen können. Niemand kann sich vorstellen, was die vielen Baustellen für Sehbehinderte bedeuten, die ihre Wege durch die Stadt über Wochen einüben müssen. Wenn man hier nicht rechtzeitig informiert, geraten die Sehbehinderten in existenzielle Notsituationen. Ich kenne Betroffene, die wegen einer Baustelle ihren Heimweg nicht mehr gefunden haben und nicht mehr wussten, wo sie sind. Das ist der Alltag der Betroffenen – neben den Schwierigkeiten in einer eigenen Wohnung leben oder einer herausfordernden Arbeit nachgehen zu können. Das ist die Realität.

Die Abschaffung der Fachstelle ist also ein Rückschritt?

Ja. Denn von jetzt an müssen sich die Betroffenen wieder selber gegen Benachteiligungen wehren. Und sie haben in den verschiedenen Departementen Ansprechpersonen, die sie nicht kennen. Sie müssen sich nun den Strukturen der Verwaltung anpassen, dabei müsste es umgekehrt sein. Das ist eines Kantons mit langer sozialer Tradition und gesunden finanziellen Verhältnissen unwürdig! Die von Herr Morin neu geschaffene Meldestelle an der Marktgasse 30A gibt dafür ein treffendes Bild: Die Stelle ist für Betroffene nicht zugänglich, verfügt über keine Ressourcen und kein Fachwissen. Diese Rückschritte sind umso bedauerlicher, als es in diesem Thema verpflüchtende Rechtsgrundlagen gibt, für die jahrelang gekämpft wurde.

tageswoche.ch/+or8tk

×

Der Kampf um die Fachstelle geht weiter

Auch wenn der Grosse Rat sich gegen die Beibehaltung der Behindertenfachstelle ausgesprochen hat: Das neu gegründete Aktionskomitee Behindertengleichstellung will diesen Entscheid nicht hinnehmen und arbeitet darauf hin, dass die Fachstelle wieder Teil der Verwaltung wird. Im Komitee sind gemäss Mitteilung unter anderem Politiker, Ärzte und Unternehmer vertreten. Sie wollen sich bei Politik und Verwaltung «lautstark» für die Anliegen von Menschen mit einer Behinderung einsetzen und haben den «Stammtisch Behindertengleichstellung» ins Leben gerufen. Dieser fördert den Austausch von Menschen mit und ohne Behinderung und sammelt alle Anliegen, die «Gleichstellung und Nachteilsausgleich einfordern».



Erst die Treppe, dann der Lift: die Marktgasse 30a.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Behindertenfachstelle

Die Meldestelle für Behinderte ist nicht barrierefrei.

«Schlechter Witz»

von Yen Duong

Die Basler Fachstelle für Menschen mit einer Behinderung ist Geschichte. Regierungspräsident Guy Morin und der Grosse Rat haben die Stelle, die Erziehungsdirektor Christoph Eymann (LDP) 2007 ins Leben gerufen hatte, trotz heftigem Widerstand abgeschafft.

Man werde die Anliegen der Behinderten weiterhin ernst nehmen, beteuerte Regierungspräsident Guy Morin im Vorfeld der Schliessung der Fachstelle immer wieder. Und kündigte an, eine Meldestelle für Menschen mit einer Behinderung einzurichten – eine Art Briefkasten, wo Anliegen deponiert werden können. Diese Meldestelle befindet sich seit dem 1. Januar in der Fachstelle Diversität und Integration im Präsidialdepartement an der Marktgasse 30a.

Wie ernst es Morin mit dieser Meldestelle meint, offenbart ein Augenschein vor Ort: Das Gebäudeinnere ist – anders als die ehemalige Fachstelle an der Martinsgasse – für Rollstuhlfahrer kaum zugänglich. Zwar gibt es einen Lift, doch um an den zu kommen, muss man es erst einmal über die Treppe in den ersten Stock schaffen – keine Chance für Gehbehinderte.

Wie viele Betroffene es nur schon bis an diese Hürde schaffen, ist allerdings unklar. Auf der Website der Fachstelle Diversität und Integration wird nämlich nicht

erwähnt, dass Behinderte ihre Anliegen bei dieser Meldestelle deponieren können.

Eine Meldestelle für Behinderte, die für Behinderte nicht zugänglich ist – Georg Mattmüller, Geschäftsleiter des Behindertenforums, bezeichnet das als «schlechten Witz». «Guy Morin hat die Meldestelle zur Beruhigung der Gemüter aus dem Hut gezaubert und scheint sich nicht sehr viel dabei überlegt zu haben», sagt er.

Noch immer zeigt sich Mattmüller enttäuscht von der Abschaffung der Fachstelle. «Es ist schon mehr als komisch, dass ein bürgerlicher Regierungsrat diese Stelle schafft, weil er zur Umsetzung des städtischen Leitbildes deren Notwendigkeit sieht – und ein linker Regierungsrat und Arzt diese Stelle wieder streicht.»

«Dass die Meldestelle nicht rollstuhlgängig ist, sagt ja alles.»

Beat Ramseyer, Rollstuhlfahrer

Beat Ramseyer, der seit fast 40 Jahren auf den Rollstuhl angewiesen ist, erkennt den Sinn dieser Stelle nicht. «Es braucht keine Meldestelle für Menschen mit einer Behinderung in der Verwaltung, sondern eine Fachperson. Zumal die Anliegen von Menschen mit einer Behinderung derart vielfältig sind.» Es seien konkrete Zuständigkeiten nötig, sagt er. Die Abschaffung der Fachstelle mache ihn wütend und sei eine «absolute Frechheit» für die Betroffenen. «Und dass die Meldestelle nicht mal rollstuhlgängig ist, sagt ja alles.»

Die Verwaltung scheint sich bewusst gegen persönliche Begegnungen mit Behinderten entschieden zu haben. Regierungspräsident Guy Morin sagt: «Man kann sich telefonisch, brieflich oder per E-Mail an die Meldestelle Diskriminierungsschutz wenden. Wenn man ein persönliches Gespräch wünscht, wird dieses selbstverständlich so arrangiert, dass eine Mobilitätseinschränkung kein Problem darstellt.»

tageswoche.ch/+ntcpy

×

Verdacht auf Frauenhandel

von Matthias Opliger

Eine Sonderkommission der Basler Staatsanwaltschaft (Stawa) hat in Basel zwei Schweizerinnen festgenommen. Die beiden Frauen im Alter von 60 und 62 Jahren werden des Menschenhandels verdächtigt und befinden sich zurzeit in Untersuchungshaft, wie die Stawa am Dienstag mitteilte. Die Festnahmen sind das vorläufige Ergebnis mehrmonatiger Ermittlungen sowie der Durchsuchung einer Liegenschaft an der Ochsen-gasse im Kleinbasel.

Da die mutmasslichen Täterinnen ursprünglich aus Thailand stammen, sind sie mit den dortigen Verhältnissen bestens vertraut. So gelang es den beiden, in Thailand Frauen anzuwerben, sie in die Schweiz zu holen und hier als Prostituierte arbeiten zu lassen. Für Reise, Unterkunft und Vermittlung wurden den Frauen Kosten in der Höhe von mehreren Tausend Franken berechnet. Derart verschuldet, mussten die Sexarbeiterinnen danach einen Teil ihrer Einkünfte an die Tatverdächtigen abliefern.

Die Sonderkommission sei im Herbst aufgrund verschiedener Hinweise eingeleitet worden, sagt Stawa-Sprecher Peter Gill. Spezialisten aus den Bereichen Sexualdelikte, Kriminaltechnik, Finanzdelikte und Milieufahndung waren beteiligt.

Das Vorgehen der mutmasslichen Täterinnen legt nahe, dass sie Teil einer grösseren, organisierten Operation sind. Ob das zutrifft und die beiden Baslerinnen folglich Mitglieder eines grösseren Menschenhändler-Ringes sind, sei Gegenstand der laufenden Ermittlungen, sagt Gill.

Diesen Verdacht stützt zumindest die Tatsache, dass in die Ermittlungen verschiedene Kantone involviert waren. So hat etwa die Staatsanwaltschaft Solothurn ebenfalls eine entsprechende Mitteilung verschickt. Das Ausmass ist in Solothurn deutlich grösser: Nach 18 Hausdurchsuchungen führt die Staatsanwaltschaft nun insgesamt 19 Strafverfahren, davon zwölf gegen Personen aus Thailand und sieben gegen Schweizerinnen und Schweizer. Aktuell befinden sich noch fünf Personen in Untersuchungshaft.

Gezwungen und ausgebeutet

Wie der Sprecher der Staatsanwaltschaft Solothurn, Jan Lindenpütz, auf Anfrage erklärt, seien die Opfer ausgebeutet worden: «Den illegal anwesenden Sexarbeiterinnen und Sexarbeitern wurden etwa die Preise oder das Anbieten bestimmter Praktiken vorgeschrieben.» Sie hätten ebenfalls enorme Schulden abbezahlen müssen.

Ermittlungen zum Tatbestand des Menschenhandels sind notorisch schwierig, da die Opfer oft unter enormem Druck stehen oder um ihre Familie zu Hause fürchten. «Wir haben deshalb auch mit den Behörden in Thailand zusammengearbeitet, um die Sicherheit der Familienangehörigen gewährleisten zu können», sagt Lindenpütz.

tageswoche.ch/+fnwb

34 Mio.

von Tino Bruni

Baselland liefert keine Wärme mehr und kassiert dafür 34 Millionen Franken. Ende 2015 hat der Kanton seine Fernwärmenetze verkauft. Die Anlage in Muttenz ging für 9,5 Millionen an Elektra Birseck (EBM), die in Liestal für 24,5 Millionen an Elektra Baselland (EBL).

Der Verkauf macht alle froh: Regierungsrätin Sabine Pegoraro vor allem, weil derzeit jeder Batzen das Kantonsherz erwärmt. Und auch die neuen Besitzer sind zufrieden, wie sie am Mittwoch vor den Medien sagten, obwohl ihnen der Preis «an der oberen Grenze» (EBL-Chef Urs Steiner) erschien, oder man gar glaubte, «eher zu viel bezahlt» zu haben (EBM-Chef Conrad Ammann). Auf einen Poker hatte man keine Lust. Zu wichtig seien die Anlagen für die beiden Unternehmen.

Beide planen nun grössere Investitionen für Erneuerung, Entwicklung und Ausbau des Netzes. Weil sie dabei auch auf erneuerbare Energien setzen wollen, blühen vielleicht sogar die Kirschbäume nächstens doppelt so schön wie bis bisher.

tageswoche.ch/+bucz

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Barfi Basel: ein Rechtsextremer, viele Polizisten.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Demonstration Viel Polizei für wenig Nazi

Renato Beck

Der Tag, als in Basel Rechtsextreme unter dem Mäntelchen Pegida aufmarschieren wollten, geriet zum traurigen Schauspiel. Hunderte hochgerüstete Polizisten waren in der Stadt präsent, darunter Verstärkung aus den Kantonen Aargau und Bern – um eine Demo zu verhindern, die gar nicht stattfand.

Ursprünglich hatte der Schweizer Pegida-Ableger auf Initiative des rechtsextremen Basler Politclowns Eric Weber hin eine Kundgebung geplant. Die Bewilligung dafür wurde aber später von der Polizei entzogen. Nachdem linke Kreise zu einer Gegendemonstration aufgerufen hatten, wurden gewalttätige Ausschreitungen befürchtet. Weil aus beiden Lagern Aufrufe zu vernehmen waren, gleichwohl nach Basel zu fahren, markierte die Polizei massiv Präsenz rund um den Marktplatz.

Scharmützel am Barfi

Sobald mehr als drei Leute, die irgendwie linksautonom aussahen, in einer Gruppe unterwegs waren, wurden diese von der Polizei angehalten, kontrolliert und durchsucht. Bis in den Abend hinein kontrollierte die Polizei nach eigenen Angaben 200 Personen, 68 davon wurden in Stützpunkte verfrachtet.

Einige Hundert Demonstranten protestierten trotz Kundgebungsverbot auf dem Marktplatz gegen die rechtsextremen Parolen der Pegida, abgeschirmt von Dutzenden Polizisten. Die Kundgebung verlief friedlich und ohne Zwischenfälle.

Zu Scharmützeln kam es kurz vor 7 Uhr abends am Barfüsserplatz, wo sich rund 40 mutmassliche Mitglieder der rechtsextremen Szene in einem Lokal versammelt hatten. Sie bepöbelten Passanten, und schliesslich wurden aus der Gruppe heraus mehrere Personen attackiert, welche die Angreifenden linksautonomen Kreisen zu rechneten. Die Polizei hielt die Angreifer fest und kontrollierte sie.

250 000 Franken Kosten

Die ganze Aufregung zu verantworten hat jener Mann, der seit Jahren an der Grenze der Zurechnungsfähigkeit politisiert: Rechtsaussen-Grossrat Eric Weber. Weber genoss die seltene Aufmerksamkeit. Er skandierte ausländerfeindliche Parolen in die Kamera von Telebasel und zeigte stolz die rechtsextremen Kollegen vor, die er nach Basel gelockt hatte. Nicht gekommen war Front-National-Gründer Jean-Marie Le Pen, dafür waren die frühere NPD-Frau Sigrid Schüssler und der Münchner Lokalnazi Karl Richter in Basel.

Weber hat bereits angedroht, weitere Bewilligungsgesuche für Pegida-Demos einzureichen. Die Kosten alleine für diesen Einsatz bezifferte Sicherheitsdirektor Baschi Dürr auf 250 000 Franken. Dass Weber erneut eine Bewilligung erhält, dürfte nach diesem Tag ausgeschlossen sein.

Eine weitere Folge der verschärften Sicherheitsmassnahmen war, dass die Sitzung des Grossen Rates unter Ausschluss der Öffentlichkeit und mit sichtbarer Polizei-Präsenz im Rathaus abgehalten wurde. Was immerhin zur Folge hatte, dass Webers Gäste draussen bleiben mussten.

Die Grossräte wurden nach der Sitzung in einem Shuttlebus und mit Polizeischutz ans Grossratsfest ins «Werk 8» gefahren. Dort feierte die neue Ratspräsidentin Dominique König (SP) ihren Einstand an einem denkwürdigen Tag.

tageswoche.ch/+a9stj

Landhof-Areal

Quartierparking geplant

von Yen Duong

Die Umgestaltung des Landhof-Areals in eine öffentliche Grünanlage verzögert sich weiter. Grund: Die Regierung will ein Quartierparking mit 200 Parkplätzen unter dem Areal erstellen lassen. Dazu lanciert sie eine Investorenausschreibung, wie sie mitteilte.

«Bis zum Ergebnis dieser Ausschreibung wird die geplante Umgestaltung des Landhofs sistiert. Bei einem positiven Resultat der Ausschreibung soll das Parking parallel zur Umgestaltung des Areals realisiert werden», heisst es. Der Gemeinschaftsgarten Landhof sei vom Parking-Perimeter nicht betroffen.

Laut Niklaus Hofmann, Leiter der Basler Allmendverwaltung, will die Regierung mit der Ausschreibung herausfinden, ob ein Parking unter dem Landhof-Areal für Investoren überhaupt attraktiv ist. Die Verwaltung zumindest scheint davon überzeugt zu sein: «So wie sich das Gebiet entwickelt, liegt es nahe, dass es mehr Parkplätze braucht», so Hofmann.

Ein Parking könnte im Quartier, das unter starkem Parkplatzdruck steht, grundsätzlich auf Zustimmung stossen – es sei denn, ein Prozentsatz der oberirdischen Parkplätze müsste als Kompensation abgebaut werden, wie es das Bau- und Planungsgesetz vorschreibt.

Parkplätze für die Innenstadt

Auch in der Basler Innenstadt sollen insgesamt rund 700 neue Parkplätze entstehen: Unter anderem will das Universitätsspital Basel (USB) das City-Parking um 210 Parkplätze ausbauen und dafür im fünften Untergeschoss eine geschützte Operationsstelle aufheben.

Der Regierungsrat hat zudem das Universitätskinderspital beider Basel (UKBB) ermächtigt, die Realisierung eines Parkings unter dem Tschudi-Park abzuklären. Derzeit stehe laut UKBB der Bau von 100 bis 200 Parkplätzen zur Diskussion.

Überdies will die Regierung möglichst viele neue Parkplätze auf dem Areal des Campus Schällemätteli schaffen: Sie lässt deshalb prüfen, wie das im Bebauungsplan vorgesehene Kontingent von 200 Parkplätzen ausgeschöpft werden kann. Bisher sind rund 100 Parkplätze vorgesehen.

tageswoche.ch/+8cpz9

ANZEIGE

Noch keine
Lehrstelle 2016?

Drohender Lehrabbruch?

Jetzt anrufen und Lehrvertrag sichern!

Tel. 078 614 14 40 stiftung-fbj.ch



Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Los Angeles

Sie kam, sah und lächelte: Zur Premiere des neuen Coen-Films «Hail, Caesar!» gaben sich Hollywoods Alphatierchen ein Stelldichein. Mit von der Partie war natürlich auch die Ehefrau des Hauptdarstellers, Amal Clooney.

MARIO ANZUONI/
REUTERS



Chengdu

Siedert und abschiedet: In der chinesischen Provinz Sichuan wird ein Zoo umgebaut. Deshalb bekommt dieser Leopard ein neues Gehege – einfacher als das Umsiedeln der tibetischen Minderheit ist das allemal.

CHINA DAILY/REUTERS



Lima

Medien machen aus Mücken gerne Elefanten, in diesem Fall aber schlägt sogar die WHO Alarm: In Peru wird ein Friedhof eingeebelt, um die Tigermücke als Überträgerin des Zika-Virus zu stoppen.

MARIANA BAZO/REUTERS





Rotterdam

Damit wäre die Lufthoheit wohl geklärt: In den Niederlanden setzt die Polizei trainierte Adler ein, um lästige und potenziell gefährliche Drohnen vom Himmel zu holen.

NEDERLANDS POLITIE/
REUTERS



Wakefield

Es ist nicht alles Kunst, was glänzt, und Vögel sind schlechte Kunstkenner: In diesem englischen Skulpturenpark wird eine Installation des Amerikaners Kaws gereinigt.

DARREN STAPLES/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Cao-Cantieni, Jordana Maria, von Allschwil/BL, Brusio/GR, 03.12.1951–29.01.2016, Ulmenstr. 14, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 05.02., 10.30 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Herren-Heer, Irene Ruth, von Basel/BS, Mühleberg/BE, 01.10.1941–30.01.2016, Steinbühlweg 21, Allschwil, Trauerfeier: Freitag, 12.02., 15.00 Uhr, Besammlung Christuskirche, Allschwil. Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Basel

Abt-Scherrer, Erwin, von Bretzwil/BL, 19.09.1932–11.01.2016, Hirzbrunnstr. 50, Basel, wurde bestattet.

Ammann-Dixon, Catherine Lansing, von Basel/BS, 17.07.1922–26.01.2016, St. Alban-Vorstadt 85, Basel, wurde bestattet.

Berlinger, Marie, von Reinach, 19.06.1930–25.01.2016, Gundeldingerstr. 125, Basel, wurde bestattet.

Brechbühler-Mingione, Klaus Werner, von Huttwil/BE, 06.06.1938–28.01.2016, Isteinerstr. 78, Basel, wurde bestattet.

Danzeisen, Margaretha, von Basel/BS, 03.12.1917–25.01.2016, Fischerweg 2, Basel, Trauerfeier: Freitag, 05.02., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Derungs-Kiser, Margartha, von Sarnen, 14.01.1917–24.01.2016, Lehenmattstr. 280, Basel, wurde bestattet.

Flubacher-Sonderegger, Helene, von Basel/BS, Lampenberg/BL, 25.04.1928–29.12.2015, Holestr. 119, Basel, wurde bestattet.

Hechel-Fajtmann, Hilda, von Basel/BS, 02.08.1933–02.02.2016,

Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Hediger-Scheller, Hans-Peter, von Basel/BS, 09.06.1930–27.01.2016, Lindenhofstr. 21, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Heiniger-Meier, Rosa Maria, von Basel/BS, 20.10.1923–29.01.2016, Im Burgfelderhof 30, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Hufschmid-Birchler, Lena, von Diegten/BL, 08.02.1921–23.01.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Hürlimann-Lenggenhager, Karl Jacques, von Basel/BS, 28.05.1924–17.01.2016, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Iseli-Stampfler, Marie Elise, von Thunstetten/BE, 02.05.1927–29.01.2016, Grienstr. 28, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 09.02., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Jenni, Markus Marcel, von Escholzmatt/LU, 11.01.1955–19.01.2016, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Jost-Schmidt, Hans, von Basel/BS, 04.05.1926–02.02.2016, Wintersingerweg 9, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Lafargue, Michel, von Basel/BS, 22.09.1948–28.01.2016, Froburgstr. 47, Basel, Trauerfeier: Montag, 08.02., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lehmann-Wiedmer, Gertrud, von Hündwil/AR, 25.09.1928–24.01.2016, Erlenstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Martiriggiano-Rappo, Donato Giovanni, von Schmitten/FR, Bösingen/FR, 07.02.1943–01.02.2016, Dorfstr. 38, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 09.02., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Moor-Fritschi, Mathilde Hedwig, von Basel/BS, 04.07.1913–29.01.2016, Im Sesselacker 15, Basel, Trauer-

feier: Freitag, 05.02., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Müller, Franz, von Buttisholz/LU, 07.06.1930–23.01.2016, St. Jakobs-Str. 124, Basel, Trauerfeier: Freitag, 05.02., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Ruf-Huggel, Ruth Liselotte, von Basel/BS, 30.12.1929–28.01.2016, Schönbeinstr. 21, Basel, Trauerfeier: Montag, 08.02., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rütti-Grillitsch, Hedwig, von Ersigen/BE, 28.09.1924–24.01.2016, St. Johanns-Ring 122, Basel, wurde bestattet.

Schaller-Hurni, Gertrud, von Basel/BS, 14.05.1928–18.01.2016, Hammerstr. 161, Basel, wurde bestattet.

Schnider-Conscience, Hedwig Alwina, von Meltingen/SO, 04.05.1921–26.01.2016, Dornacherstr. 160, Basel, wurde bestattet.

Schütz-Specht, Walter Hans, von Basel/BS, 04.03.1937–28.01.2016, Bruderholzrain 5, Basel, Trauerfeier: Freitag, 05.02., 14.00 Uhr, Margarethenkirche Binningen.

Stalder-Seitz, Peter Rolf, von Basel/BS, 28.06.1944–20.01.2016, Im Burgfelderhof 33, Basel, wurde bestattet.

Steiger-Ritter, Alice, von Basel/BS, Arbon/TG, 10.03.1925–26.01.2016, Bäumlihofstr. 148, Basel, wurde bestattet.

Vogt-Windels, Ursula Annegret, von Basel/BS, Brügglen/SO, 28.01.1940–30.01.2016, Maulbeerstr. 5, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

von Passavant-Schaub, Brigitte Rosmarie, von Basel/BS, 10.03.1947–21.01.2016, Nonnenweg 14, Basel, Trauerfeier: Freitag, 05.02., 14.00 Uhr, Theodorskirche.

Weber-Leu, Paul Samuel, von Basel/BS, 13.04.1932–30.01.2016,

Mittlere Str. 15, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Wenger-Süsslin, Marguerite Helene, von Basel/BS, 13.08.1924–25.12.2015, Gundeldingerstr. 429, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Bitterli-Bohny, Mathilde, von Wisen/SO, 09.08.1924–25.01.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Frey-Zäch, Emilie, von St. Margrethen/SG, 03.12.1926–02.02.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung: Mittwoch, 10.02., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Meyer, Rolf, von Basel/BS, 08.01.1939–23.01.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, wurde bestattet.

Frenkendorf

La Rocca-Di Martino, Concetta, aus Italien, 28.12.1939–02.02.2016, Bahnhofstr. 18, Frenkendorf, Urnenbeisetzung: Freitag, 12.02., 14.15 Uhr, Friedhof Ausseregg, Frenkendorf.

Lausen

Egeler-Zimmerli, Alfred, von Steffisburg/BE, 14.09.1938–30.01.2016, Weiherhofstr. 1, Lausen, Abdankung: Freitag, 05.02., 14.15 Uhr, ref. Kirche Lausen.

Muttenz

Imhof-Herger, Maria Theresia, von Spiringen/UR, 28.12.1937–20.01.2016, Bahnhofstr. 59, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Leuthold-Müller, Lilly, von Knonau/ZH, 04.12.1922–30.01.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Bächtold-Hesseling, Béatrice, von Basel/BS, Schleithem/SH, 25.04.1913–29.01.2016, Sonnenweg 7, Reinach, wurde bestattet.

Fluri-Schüpbach, Markus, von Balsthal/SO, Reinach/BL, 30.04.1948–24.01.2016,

Kürzweg 16, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Dienstag, 09.02., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Gutmann-Moor, Hugo, von Steinmaur/ZH, 04.08.1923–29.01.2016, Lindenstr. 2, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 05.02., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Hegy, Franz, von Hölstein/BL, 28.06.1943–21.01.2016, Aumattstr. 79, Reinach, Abschied: Donnerstag, 11.02., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Herrendorf-Buchholz, Klaus, von Reinach/BL, 10.05.1941–14.01.2016, Aumattstr. 90, Reinach, wurde beigelegt.

Schaller-Schilling, Jakob, von Basel/BS, Altbüren/LU, 14.04.1935–23.01.2016, Baselstr. 98a, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Zilian-Dussour, Ulrich, von Reinach/BL, 21.12.1934–21.01.2016, Robinienweg 67, Reinach, wurde beigelegt.

Riehen

Emmenegger-Hohler, Johann, von Riehen/BS, 21.12.1938–25.01.2016, Hinter der Mühle 11, Riehen, wurde bestattet.

Locher-Garatti, Alice, von Riehen/BS, Basel/BS, 17.06.1928–20.01.2016, Bahnhofstr. 23, Riehen, wurde bestattet.

Roth-Blatter, Frieda, von Riehen/BS, 17.07.1917–23.01.2016, Schützengasse 66, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 05.02., 14.00 Uhr, Gottesacker Riehen.

Wagner-Frei, Hans, von Bettingen/BS, 03.01.1926–26.01.2016, In den Neumatten 3, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Es heisst, man dürfe das Volk nicht als dumm hinstellen. Die Geschichte zeigt aber, dass Tausende von Menschen zu einer sehr dummen kritischen Masse anschwellen können.

“

In Schweden geht ein Lynchmob auf unschuldige Menschen los. In Deutschland brennen Asylunterkünfte. In der Schweiz kommen Initiativen vors Volk, die antidemokratischer nicht sein könnten. In Amerika schreit eine xenophobe Karikatur des American Dream nach Zäunen und Mauern und der Abschiebung ganzer Völkergruppen.

In fast jedem europäischen Land findet sich ein Pendant zu diesem orange-haarigen Trumpel-Tier. Le Pens stolzieren mit ähnlicher Selbstverständlichkeit ins französische Parlament, wie hierzulande eine Milliardärsfamilie vorheuchelt, Politik für den kleinen Mann zu machen. In Deutschland will eine gewisse Frauke Petri von der beängstigend wählerstarken AfD auf Flüchtlinge schiessen lassen.

Ob dahinter Menschenverachtung und Grössenwahn stehen oder Propaganda mit viralem Potenzial im Geiste des Nationalsozialismus, spielt keine Rolle. Das Gift wirkt: In deutschen Städten taumeln Horden von besorgten Zombies zur Erhaltung des christlichen Abendlandes atemlos durch die Nacht.

Die Mob-Mentalität erlebt eine erschreckende Renaissance.

Auch in Schweizer Städten drohen diese Pegida-inspirierten Rückwärtsbewegungen Einzug zu halten. Die Mob-Mentalität erlebt eine erschreckende Renaissance. Immer inspiriert vom Konspirativen, von Hassreden und Legenden. Die Theorie von der jüdischen Weltverschwörung weicht – oder paart sich mit – der angeblichen Islamisierung des ebenfalls angeblich christlichen Abendlandes.

Paradoxerweise fusst die Angst vor der Islamisierung Europas in den gleichen Gedankengebilden, die fundamentalistische Islamisten zu Terroranschlägen animiert: Im Glauben an Gut und Böse und dass dieses Böse ein externes Phänomen sei, das sich verbannen lässt, damit die Rechtschaffenen wieder zurückkehren in die guten alten wohlgeordneten Zeiten.

Leider hat es diese Zeiten nie gegeben, und die Bekämpfung des vermeintlich



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.
tageswoche.ch/+rjyo9

Bösen bringt mehr Böses hervor als alle Verbrecher dieser Welt. Nämlich kollektive Dummheit, Hysterie und Förderung struktureller Unterdrückung und Gewalt. Es heisst immer, man dürfe nicht überheblich sein und das Volk als dumm oder ignorant hinstellen. Es könne nicht sein, dass die Tausendschaften der Pegida allsamt Vollidioten seien. Die Geschichte zeigt uns aber, dass sehr wohl Tausende, ja Abertausende von Menschen zu einer sehr dummen kritischen Masse anschwellen und historisches Elend anrichten können.

Rettung vor den Landesrettern

Angefeuert werden diese Mobs durch emsige Politiker, die Empörung mimend einfache Lösungen für komplexe Probleme anbieten. Kriminelle Ausländer raus! In drei Worten werden Ausländer mit Kriminellen in Verbindung gebracht und gleichgestellt. Kriminalität muss bekämpft werden! Ausländer raus!

Natürlich vereinfache ich hier. Leider zeigt meine Erfahrung mit rassistischen Äusserungen und Anfeindungen meiner öffentlichen Person, dass ein erschreckend grosser Anteil der Bevölkerung auf dem rechten Auge blind ist. Vom Politiker über den Studenten bis hin zum Buezer wettet mancher empörte Bürger gegen Vergewaltiger und Schmarotzer, doch am Ende geht es darum, dass sie eine Schweiz ganz ohne Ausländer bevorzugen würden.

Der Irrglaube, es gebe verschiedene Qualitäten von Menschen, verschiedene Widrigkeitsstufen von Ausländern, und dass ein Schweizer in der Schweiz vor dem Gesetz etwas Besseres sei, scheint inzwischen Common Sense zu sein.

Wir müssen etwas unternehmen. Gemeinsam. Die vermeintlichen Landesretter daran hindern, unser Land durch die

Durchsetzungsinitiative noch näher an den Rand des braunen Abgrundes zu schieben, ist das eine. Das andere wäre, Konzepte zu finden, die solch hetzerischen Kampagnen den Nährboden entziehen.

Wir müssen anfangen, uns gewagte Fragen zu stellen: Ist der Fakt, dass eine Person mit ihren Äusserungen viele Menschen anspricht, Legitimation genug, um sie in politische Ämter zu wählen? Müssten die Menschen, die die Geschichte dieses Landes leiten nicht eher durch Fachwissen, Erfahrung, Empathie und Kreativität brillieren? Ab wann schlagen die Ängste der Bevölkerung und das Beckern dieser Ängste in Faschismus um? Ist das Volk das Mass aller Dinge? Ab wann grenzt die Initiativen-Flut an eine Diktatur des Volkes? Macht die direkte Demokratie so noch Sinn?

Ab wann grenzt die Initiativen-Flut an eine Diktatur des Volkes? Macht die direkte Demokratie so noch Sinn?

Sollen bei Abstimmungen vereinfachte, plakative Fragen gestellt werden: Wollt ihr weniger kriminelle Ausländer? Oder müssten nicht Experten verschiedener Disziplinen zukunftsorientierte Lösungsvorschläge für spezifische Probleme vorlegen, über die das Volk dann abstimmt?

Wenn man sich solche Fragen stellt, muss man in Kauf nehmen, dass einem Verblendung, naives Gutmenschen und der Wunsch nach Abschaffung der Demokratie vorgeworfen werden. Ironischerweise kommen diese Vorwürfe oft von jenen, die sonst die Ausschaffungs- und Durchsetzungsinitiative und somit die Aushöhlung des Rechtsstaates, den Angriff auf die Menschenrechte, also das Sägen an den Grundpfeilern unserer Demokratie, loben. Wir müssen uns trotzdem äussern.

Wir brauchen keine neue Mob-Mentalität. Sondern eine neue oder neu belebte Ethik, die es Parteien und Medien schwerer macht, das Volk aus Marketinggründen mit plumpen Parolen aufzuhetzen. ×

”



Zeichen setzen: Das Stimmvolk folgt manchmal lieber Affekten als Argumenten.

FOTO: KEYSTONE

Durchsetzungsinitiative

Je mehr Gründe gegen die Initiative vorgebracht werden, desto eher könnte sie angenommen werden.

Der «Souverän» trötzelt gern

von Georg Kreis

Der Chor der Gegner der Durchsetzungsinitiative schwillt immer weiter an. Mittlerweile haben 273 aktuelle und ehemalige Parlamentarier ihre Stimme erhoben, 161 Rechtsprofessoren und zuletzt auch elf alt Bundesräte. Eingestimmt haben natürlich auch die Hilfswerke, die Konferenz der Staatsanwälte und der Städteverband. Ausnahmsweise lassen sich auch kantonale Regierungen vernehmen, obwohl es sich um ein Bundesgeschäft handelt.

Nachweisbar gibt es im «Stimmvolk» so etwas wie einen Trotzeffekt, der freigesetzt wird, weil man sich «bedrängt» fühlt. Das war so bei der EWR-Abstimmung (1992) wie auch bei der Anti-Minarett-Initiative (2009) und der Anti-Abzocker-Initiative (2013). Die Initianten, obwohl selbst kleine Giganten, können sich als einsame Kämpfer gegen eine Übermacht präsentieren, sozusagen als David gegen Goliath.

Gerade weil der Bundesrat, die Parlamentsmehrheit, die Medien, die Kirchen, die Grossparteien, die Verbände, natürlich die «classe politique» und alle «da oben» eine Vorlage ablehnen, ist man dafür. Der «Souverän» demonstriert so seine «Souveränität» – unberührt und unabhängig von guten Argumenten.

Wie ordnet sich dieses «Trötzele» in das Spektrum der verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten bei Abstimmungen ein? Es besteht ein bemerkenswert grosses Spektrum von Varianten – in freier Reihenfolge nämlich:

1. An keiner Abstimmung teilnehmen. Dies mit dem Argument, dass alles kompliziert sei, man nicht richtig informiert werde, Politik ein «schmutziges» Geschäft sei und die anderen ohnehin machen würden, was sie wollen.
2. An allen Abstimmungen teilnehmen, aus Bürgerpflicht und guter Gewohnheit und in der Idee, dass jede Stimme zählt, was allerdings fragwürdiger wird, je grösser die Zahl der Stimmberechtigten ist. Allerdings: Im Juni letzten Jahres wurde über die Radiogebühren mit einem 50,08 Prozent-Resultat entschieden.
3. Nur dann abstimmen, wenns interessiert beziehungsweise direkt betrifft, wenn man etwa von der Abschaffung der sogenannten «Heiratsstrafe» einen persönlichen Vorteil hat und den Nachteil (Ausfall von Steuersubstrat) der Allgemeinheit anhängen kann. Dieses interessen- und nützlichkeitsorientierte, rationale Verhalten im Gegensatz zu dem oben aufgeführten traditionellen Verhalten ist schon 1983 von Erich Gruner, dem Altmeister der schweizerischen Politologie, als neues Phänomen konstatiert worden.
4. Einfach immer Nein stimmen. Es gibt diese Karikatur von einem Basis- und Wutbürger, der allerdings daneben zielt, wenn man – was vorkommen kann – Ja stimmen muss, wenn man Nein meint.
5. Vom Wetter abhängig machen oder, was moderner wäre, vom Ausgang von Fussballspielen. Das heisst von der Stimmung. Dass diese eine gewisse Rolle spielt, lässt sich mindestens als plausible Vermutung belegen.
6. Sich von Parteiparolen leiten lassen. Von Parteien wird erwartet, dass sie ihre eigenen Mitglieder und Anhänger gemäss der beschlossenen Parolen in Bewegung setzen können. Parteigebundenes Verhalten scheint aber stark zurückzugehen.
7. Auf einzelne Persönlichkeiten abstellen, die fallweise oder durchgehend die Funktion von «opinion leaders» haben. Man ist bei einzelnen Vorlagen überfordert und/oder unsicher und orientiert sich darum an Fachexperten oder an moralischen Instanzen.
8. Abstimmen, wie das örtliche Umfeld es tut. In der Abstimmungsgeografie gibt es Orte und in der Stadt Quartiere (solange es Abstimmungslokale wie «Bläsi» oder «Sevögeli» gab), die ein auffallend eindeutiges Kollektivverhalten aufweisen. Das wirft die Frage auf, ob die Bewohner den Ort gleichsam machen oder der Ort eine an ihn sich anpassende Bewohnerschaft macht.
9. Sein Abstimmen von den Umfrageergebnissen zu bevorstehenden Abstimmungen abhängig machen. Entweder will man zu den Siegern gehören, oder man hält den Sieg für aussichtslos. Was tun, wenn wir zum Zeitpunkt X serviert bekommen, dass 64 Prozent die zweite Gotthardröhre gutheissen würden?
10. Abstimmen, um einfach ein Zeichen zu setzen, das heisst, das Angenommene oder Abgelehnte nicht wirklich meinen, sondern mit einem möglichst starken Protestvotum zu verstehen geben, dass im Lande nicht Freude «herrscht», sondern Unzufriedenheit.

Die meisten Punkte könnte man ausführlich kommentieren. Hier wollen wir uns aber auf drei Punkte beschränken.

Zu Punkt 5: Im September 1922 wurde über den Staatsschutz abgestimmt, eine Vorlage, die vor allem von der Linken bekämpft wurde. Es gab aber Zeichen, dass auch die Bauern dagegen stimmen könnten. Der St. Galler CVP-Nationalrat Carl Zurburg schrieb aus dem Rheintal dem für das Dossier verantwortlichen Bundesrat Heinrich Häberlin nach Bern: «Witterung und schlechter Herbst tun das ihrige. Dann sagt man eben gerne nein.»

Es hätte für ein EWR-Ja gereicht, wenn sich die Schweiz für die Fussball-EM qualifiziert hätte.

Und zum knappen EWR-Nein von 50,3 Prozent vom 6. Dezember 1992 kann man die These wagen, dass es zu einer Volksmehrheit gereicht hätte, wenn sich die Schweiz für die 9. Fussball-Europameisterschaft in Schweden qualifiziert und dort sogar gut abgeschnitten hätte – was indirekt zum Ausdruck gebracht hätte, dass die kleine Schweiz draussen in der grossen Welt durchaus bestehen kann.

Zu Punkt 6: In den Umfragen auch zur Abstimmung über die bevorstehende Durchsetzungsinitiative zeigte sich, dass sich die FDP-Basis im Moment der Befragung in 46 Prozent Befürworter und 42 Prozent Gegner teilt, während doch die FDP-Delegierten mit 263 zu 8 Stimmen eindeutig die Nein-Parole ausgegeben haben.

Das lässt zwei Schlussfolgerungen zu: Die Spitze sollte nicht an ihrer Basis vorbeipolitisieren, oder sie sollte ihre eigene Gefolgschaft besser einbinden. Als einst zu wenig Arbeiterstimmen für das Frauenstimmrecht oder gegen die Überfremdungsiniciativen anfielen, wurde den Sozialdemokraten vorgeworfen, sie hätten ihre Hausaufgaben schlecht gemacht.

Zu Punkt 8: Drinnen in der kleinen Schweiz gibt es das noch kleinere Schwyz, den Nein-Champion unter den Kantonen. Dies hat selbst in Schwyz derart irritiert, dass man eine Politologengruppe um

Adrian Vatter beauftragt hat, die Gründe dafür zu untersuchen. Auslösend dürfte gewesen sein, dass das Bundesamt für Statistik nach der Abstimmung über die bilateralen Abkommen im Mai 2000 aufgezeigt hat, dass der Kanton Schwyz in den eidgenössischen Volksabstimmungen seit 1871 am häufigsten Nein gesagt hat.

Eine weniger inhaltliche als formale Variante besteht in der Modalität und im Zeitpunkt der Stimmabgabe: entweder mit dem Gang zur Urne am gegebenen Wochenende oder lange zuvor auf dem Korrespondenzweg. Die Erweiterung der Abstimmungsphase macht es schwieriger, den idealen Zeitpunkt für Kampagnen zu finden.

Staatsbürgerliches Gedränge

Im vergangenen Jahr habe ich einmal vor einem der wenigen noch verbliebenen Abstimmungslokale Unterschriften für eine Initiative (die Rasa) gesammelt und war beeindruckt, wie viele Bürgerinnen und Bürger selbst in Begleitung von nicht Stimmberechtigten den Weg in den unansehnlichen Abstimmungsraum im 1. Stock des Bahnhofs auf sich genommen und ein beinahe staatsbürgerliches Gedränge mit fast feierlicher Stimmung produziert haben. Darauf angesprochen sagte jemand, er habe nicht die Frist für das Korrespondenzverfahren verpasst, sondern mache bewusst diesen Gang.

Es gäbe theoretisch und versuchsweise in der welschen Schweiz auch eine dritte Art der Stimmabgabe: das elektronische Votum per Mausclick. Diese Variante wird kommen, sobald alle Sicherheitsbedenken überwunden sind. Es stellt sich aber die Frage, ob dann nicht, noch mehr als bereits beim Korrespondenzvotum, zu impulsiv und ohne das nötige Nachdenken abgestimmt wird. Was dann wiederum Trotzreaktionen begünstigen würde.

tageswoche.ch/+1bm5n

×

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

ANZEIGE

Abstimmung
28. Februar 2016



Véronique Andreoli,
Co-Präsidentin WWF
Region Basel

« Konkrete Projekte
zur Entlastung des
Strassenverkehrs statt
eine unnötige
2. Röhre. »



NEIN zu 2 Millionen Lastwagen.
zur 2. Gotthardröhre.

www.zweite-roehre-nein.ch
Komitee beider Basel -NEIN zur 2. Gotthardröhre-
Gollertstrasse 29, 4052 Basel, PC 61-308162-7

Zweite Gotthardröhre

Zwei Urner, zwei Meinungen:
Alf Arnold und Franz Steinegger
über die neuste Tunnel-Vorlage.

Das Urner Duell am Gotthard



Alf Arnold ist Landrat der Urner Grünen und war bis vor einem Jahr Geschäftsführer der Alpen-Initiative.
tageswoche.ch/+al6zm

Alf Arnold

Die Vorlage ist nicht seriös vorbereitet.

“

Eigentlich braucht es keine Volksabstimmung. Eine Sanierung des Gotthard-Strassentunnels ist gemäss neusten Angaben des Bundes nicht so dringend, wie bisher behauptet. Und sie wäre ohne das unnötige Höhersetzen der Zwischendecke viel billiger und schneller machbar. Offensichtlich wollte man die Situation möglichst dramatisch darstellen, um einen Vorwand für den Bau einer zweiten Röhre zu haben.

Zudem ist der Landbedarf für den Bauplatz nun plötzlich um ein Vielfaches grösser als früher kommuniziert. Dasselbe gilt für die Deponien für das Ausbruchmaterial. Im Gegenzug wird der Platzbedarf für eine Verladelösung im Kanton Uri masslos übertrieben dargestellt. Das vervollständigt das Bild einer unseriös vorbereiteten Vorlage.

Geld, das in der Agglo fehlt

Trotz Verkehrsspitzen in den Sommerferien ist der Gotthard-Strassentunnel kein Stauschwerpunkt des Nationalstrassennetzes. Die durchschnittlich 17'000 Fahrzeuge pro Tag sind nur ein Bruchteil des Verkehrs, der auf den Strassen in Agglomerationen wie Basel täglich unterwegs ist. Wenn die Schweiz am Gotthard drei Milliarden Franken mehr als nötig ausgibt, so fehlt das Geld im Agglomerations-Verkehrsfonds. Und damit auch dort, wo weit mehr Menschen Opfer des Strassenverkehrs werden als im

Gotthardtunnel, der selbst nach Darstellung des Bundesrates einer der sichersten Nationalstrassentunnel ist.

Die Einrichtung von weiteren Tempo-30-Zonen in Städten und Dörfern wäre für einen Bruchteil der Kosten einer zweiten Gotthardröhre möglich und würde jährlich 100 oder mehr Menschen vor dem Unfalltod auf der Strasse bewahren. Wenn schon mehr Sicherheit im Gotthardtunnel, dann bitte nicht erst in 15 oder 20 Jahren, wenn frühestens beide Röhren in Betrieb genommen werden könnten. Eine absenkbare Mittelleitplanke, ein LKW-Kontrollzentrum im Tessin, die Verlagerung von Lastwagen auf die Schiene und ein tieferes Tempolimit könnten viel früher Verbesserungen schaffen. Übrigens: Der grösste Tunnelunfall in der Schweiz ereignete sich in einem zweiröhrenigen Tunnel der A9 im Wallis, als ein belgischer Car in die Wand prallte.

«Gibt es zwei Röhren, wird der Bundesrat der EU nicht mehr erklären können, warum der Tunnel für gefährliche Güter gesperrt sein soll.»

Die Hälfte aller Lastwagen, die durch den Gotthard fahren, rollen auch durch Basel. Bis jetzt hat der Alpenschutzartikel der Bundesverfassung für einen allmählichen Rückgang der LKW-Fahrten über die Alpen gesorgt. Der Gotthard-Basistunnel und der 4-Meter-Korridor werden der Verlagerung auf die Schiene einen weiteren Schub geben. Mit einer zweiten Röhre droht eine Umkehrung dieser Entwicklung. Sind einmal zwei Röhren in Betrieb, wird der Bundesrat der EU nicht mehr erklären können, warum der Tunnel für gefährliche Güter gesperrt sein soll.

Alle anderen Tunnel mit zwei Röhren können ohne Einschränkungen befahren werden. Gefahrgut würde von der Schiene auf die Strasse und von ausländischen Routen auf die A2 verlagert – und auch durch Basel rollen. Zwar soll es gemäss Vorlage am Gotthard weiterhin ein Dosiersystem für den Schwerverkehr geben.

Eine Chance für die Schiene

Nur: Unter dem Druck der EU wird die Schweiz dieses System sehr schnell aufweichen und ganz legal mehr Verkehr und damit entsprechend mehr Lastwagen erlauben. Heute liegt die Grenze bei 1000 PW-Einheiten (ein Lastwagen entspricht drei PW-Einheiten). Theoretisch könnte schon eine Spur fast doppelt so viel Verkehr bewältigen – mit entsprechend höherem Unfallrisiko. Von da zur Öffnung aller vier Spuren (und zu Verhältnissen wie am Brenner) ist es nur ein kleiner Schritt.

Ein geschlossener Strassentunnel wäre eine Riesenchance für die Verlagerung auf die Schiene. Dafür haben wir für 24 Milliarden Franken die Neat gebaut. Am Gotthard sind derzeit 760'000 Lastwagen pro Jahr unterwegs, die Hälfte davon Transitfahrzeuge, die man während der Sanierung am besten von Grenze zu Grenze transportiert. Dazu reichen zwei Züge pro Stunde und Richtung. In der Region Basel gibt es in Autobahnnähe Gleisfelder, die wenig oder gar nicht mehr genutzt sind. Sie könnten für die lange Variante der «Rollenden Landstrasse» aktiviert werden.

Die A2 würde um die verladenen Fahrzeuge entlastet. Hoffentlich nicht nur für drei Jahre, sondern definitiv – so, wie es das Schweizervolk 1994 beschlossen hat.

tageswoche.ch/+al6zm

”



Franz Steinegger war lange Präsident der FDP Schweiz und bis 2005 Nationalrat. Er ist Co-Präsident des Komitees für eine zweite Röhre.
tageswoche.ch/+jnmtdt

Franz Steinegger

Das Gesetz hält den Alpenschutz ein.



Wahrscheinlich zwischen 1218 und 1230 wurde die Schöllenen mit Teufelsbrücke und Stiebendem Steg begehbar gemacht. Das führte zu einem Aufschwung für die Gotthardroute. Um 1225 wurde in Basel unter Bischof Heinrich von Thun die erste Rheinbrücke erstellt.

Man redet heute von der zweiten Röhre am Gotthard. Richtig beurteilt geht es nicht um diese Röhre, sondern darum, dass wir ohne sie alle 30 Jahre während drei bis vier Jahren wegen Sanierungsarbeiten keinen Tunnel hätten, die 340 000 Tessiner abgeschnitten wären und die wichtigste Nord-Süd-Verbindung nicht mehr funktionierte.

Am Belchen hat man das Problem erkannt und baut eine dritte Röhre, damit immer zwei zur Verfügung stehen. Es käme wohl niemandem in den Sinn, den Belchen zwecks Sanierung während vier Jahren zu sperren und den Verkehr über den Oberen und Unteren Hauenstein sowie auf einen Bahnverlad Sissach-Olten zu verweisen.

Missbrauch der Neat

Der Strassentunnel am Gotthard muss saniert werden. Wenn die Gegner der zweiten Röhre nicht gerade eine neue Nebelchwade verpusten, anerkennen sie die Notwendigkeit der Sanierung. Aber sie möchten dafür den Strassentunnel während neun Monaten pro Jahr schliessen. Als Alternative soll zwischen Göschenen

und Airolo ein PW-Verlad und zwischen Erstfeld und Biasca eine kurze Variante der «Rollenden Landstrasse» (Kurz-RoLa) für Lastwagen angeboten werden.

Für einen Urner ist diese Alternative ein Horror. Statt einen Tunnel zu bohren, brauchen wir in Erstfeld und Göschenen die Landfläche von etwa zehn Fussballfeldern für Verladeanlagen – alle 30 Jahre erneut.

Mit der Verladeanlage in Erstfeld schützen wir vor allem Steine. Und die Lastwagen fahren durch die Wohn- und Wirtschaftszonen von etwa 85 Prozent der Urner Bevölkerung, um sie zu erreichen oder zu verlassen. Diese Verladelösung geht von einem beträchtlichen Ausweichverkehr aus. Die engen Kurven am San Bernardino, am Simplon und am Grossen Sankt Bernhard lassen grüssen.

«Natürlich könnte in 100 Jahren eine Mehrheit den Alpenschutzartikel abschaffen. Das ist ein Risiko der Demokratie.»

Am schlimmsten ist aber, dass die Neat-Trassen durch verladene Lastwagen missbraucht und damit Containerzüge von Grenze zu Grenze verhindert würden. Statt die Container in Deutschland zu verladen, müsste dann der Lastwagen bis nach Erstfeld fahren, um dort die Neat-Kapazitäten zu reduzieren. Zur Erhöhung der Kapazität dieser Kurz-RoLa müsste obendrein das Nachfahrverbot gelockert werden.

Für die PW-Verladelösung Göschenen-Airolo geht man bei besten Voraussetzungen von der Kapazität einer Passstrasse aus. Umwegverkehr über den Gotthard sowie die Bündner und Walliser Pässe ist damit programmiert. Programmiert sind aber auch zusätzliche Staus auf National- und Kantonsstrassen zwischen Amsteg und Göschenen.

Bei der Erarbeitung des Sanierungsprojekts bildete der in der Bundesverfassung festgeschriebene Alpenschutzartikel den Rahmen. Das Gesetz, über das abgestimmt wird, hält diese Vorgabe peinlich genau ein und konkretisiert sie. Das Tropfenzähler-system kommt ins Gesetz, und die beiden Röhren enthalten je eine Fahrspur und einen Pannestreifen.

Vorbild Fréjus-Tunnel

Natürlich könnte in 100 Jahren eine Mehrheit von Volk und Ständen den Alpenschutzartikel abschaffen. Das ist ein Risiko der direkten Demokratie. Eine Mehrheit könnte auch Kantone oder die Eisenbahn abschaffen.

Und schliesslich wird noch der Druck durch die EU an die Wand gemalt. Gerade diesem würden sich die Schweizer Stimmbürger wohl kaum beugen.

Überdies ist das Sanierungskonzept am Gotthard keine Premiere. Bereits 2019 wird der 12,9 Kilometer lange Fréjus-Strassentunnel zwischen Frankreich und Italien entsprechend dem Konzept Gotthard in Betrieb genommen – zwei Röhren mit je einer Fahrspur und einem Pannestreifen.

Das Konzept ist abgesichert durch einen Staatsvertrag, der zwischen Präsident Hollande und dem damaligen Ministerpräsidenten Monti geschlossen wurde. Franzosen und Italiener erkannten, dass derart lange Strassentunnels mit Gegenverkehr ein nicht verantwortbares Risiko darstellen, und fanden eine Antwort analog zur geplanten Lösung am Gotthard.

Es bleibt zu hoffen, dass sich ein ähnliches Verantwortungsbewusstsein auch in der Schweiz durchsetzt.

tageswoche.ch/+jnmtdt

x





Gäll, Jesus, du bist auf meiner Seite? Ob bürgerlich, sozial oder grün – jeder hätte gern Support von oben.

FOTO: PAMELA RAITH

Urnengang 28. Februar

Der Basler Theologe Moises Mayordomo hat für uns das wahrscheinliche Abstimmungsverhalten von Jesus Christus untersucht. Wie würde er entscheiden? Hier erfahren Sie es.

Wie würde Jesus abstimmen?

von Renato Beck

Was würde Jesus tun? Die Frage dient jenseits des Atlantiks gerne als Machete, um sich einen Weg durch den Dschungel des Lebens zu schlagen. Hier taucht sie in anderer Form auf, nicht selten in der Flüchtlingsdebatte: wenn von «christlichen Werten» die Rede ist (Appell,

mehr Flüchtlinge aufzunehmen) oder fordernder von «christlicher Leitkultur» (Appell, weniger Flüchtlinge aufzunehmen) oder auch von abendländischer Kultur (Appell für mehr Donnschtigssass).

Ja, was würde er tun? Etwa am 28. Februar, wenn er sich am Sonntag frühmorgens vor dem Basler Rathaus einreihen

würde mit dem Stimmcouvert in der Hand. Wir haben den Theologen Moises Mayordomo gebeten, uns die Frage zu beantworten und gleich einen Smartspider von Jesus' Abstimmungsverhalten zu erstellen, um es bei nächster Gelegenheit einem Politiker der C-Partei unter die Nase zu reiben.

Mayordomo ist Professor für Neues Testament an der Uni Basel, hat auch schon über Monty Pythons «Life of Brian» geforscht und sollte selbst für ausgewiesene Atheisten Grund sein, Theologie in Basel zu studieren. Mayordomo hat sich zu diesem Experiment bereit erklärt, weil er sich selbst häufig ärgert, wie oft Jesus in politischen Auseinandersetzungen als Komplize missbraucht wird.

1. Will Jesus eine zweite Gotthard-Röhre?

«Ach, du meine Güte, wo setze ich da an? Okay: Die Jesus-Bewegung war zu Fuss unterwegs. Die heutigen Transportmittel waren natürlich noch kein Thema, aber sie war auch nicht auf Pferden unterwegs. Vielleicht würde sie heute mit dem Fahrrad Ausflüge machen. Wenn man aus Gründen des Umweltschutzes gegen die zweite Röhre ist, ist der Fall eindeutig: Es gibt in der Bibel eine klare Stellungnahme für die Natur, für die Bewahrung der Schöpfung. Die Jesus-Bewegung zeigte auch eine Tendenz zum einfachen Leben, Formen von übersteigertem Luxus waren ihr zuwider. Ziemlich sicher wäre er gegen eine zweite Gotthardröhre.»

2. Wie steht er zur Durchsetzungsinitiative?

«Die Jesus-Bewegung war so etwas wie eine utopische Gesellschaft, die keine territorialen Grenzen kannte. Das Christentum hat nationale Identitäten aufgehoben. Ob ein Christ Römer war oder Nordafrikaner, spielte keine Rolle: Es war eine universelle Bewegung. Grundsätzlich liegt man richtig, wenn man alles ablehnt, was zu einer Zementierung von Unterschieden innerhalb einer Gesellschaft führt. Schon die Unterscheidung in Aus- und Inländer hätte Jesus nicht gutgeheissen.»

3. Was hält er von Nahrungsmittel-Spekulation?

«Unbedingt verbieten. Die Vorstellung, dass man mit Grundnahrungsmitteln Handel treiben kann, steht völlig quer zur Bibel mit ihrem eher naiven Bild der Ernährung als rein natürlichem Prozess. Überhaupt ist Handel in der Perspektive Jesu sehr kritisch zu betrachten. Die Verzinsung ist schon im jüdischen Gesetz verboten.»

4. Steht Jesus hinter der «Heiratsstrafe»-Initiative?

Da die Initiative zwei Dinge will – einerseits eine steuerliche Entlastung für einige Tausend gut verdienender Ehepaare, andererseits die Festschreibung der Ehe als Bündnis zwischen Mann und Frau – gliedert sich Mayordomos Antwort in zwei Teile:

«Beim Thema Steuern war Jesus relativ «laid back». Die Äusserungen, die er dazu macht, lassen darauf schliessen, dass es ein notwendiges Übel war. (Wobei in der

Antike Steuern, zumal die an Rom zu entrichtenden, etwas anderes waren als unser Steuersystem, das bis zu einem gewissen Grad auch noch eine Mitsprache im Hinblick auf die Ausgaben ermöglicht.) Ob man gut verdienende Ehepaare gegenüber Konkubinatspaaren steuerlich entlasten sollte, ist aus der Sicht Jesu beinahe unbeantwortbar. Generell hatte er nichts dagegen, wenn Bessergestellte einen substanziellen Beitrag für die Gesellschaft leisten.

«Jesus hat Ehe und Familie nicht als absolute Werte anerkannt.»

Die Definition der Ehe als Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau ist sowohl in den jüdischen, in den römischen und in den späteren christlichen Vorstellungen einer Ehe fest verankert. Das hatte im Wesentlichen mit der Zeugung legitimer Erben und damit dem Erhalt der ethnischen und städtischen Identitäten zu tun. Aus diesem kulturellen Zusammenhang lässt sich Jesus nicht einfach herausnehmen. Andererseits hat er Ehe und Familie nicht als absolute Werte anerkannt und viele seiner Schüler aus dem familiären Zusammenhang (und damit auch aus der legalen Macht des männlichen Familienoberhauptes) herausgerissen.

Dass heute dank einer ganz anderen

Form von Kinderplanung (Verhütung, künstliche Befruchtung, in vitro usw.) die Ehe grundsätzlich von dem Anspruch der Zeugung legitimer Erben/Kinder entkoppelt werden kann, ist eine so starke Veränderung der sozialen Wirklichkeiten, dass ich eine Aussage über die Meinung eines galiläischen Wanderpropheten aus dem 1. Jahrhundert dazu schlicht nicht machen kann.»

Auf der Seite der Armen

Historisch betrachtet sei es schwierig wiederzugeben, was Jesus wirklich gesagt hat, sagt Mayordomo. Doppelt schwierig sei es, die heutigen gesellschaftlichen Realitäten in die Zeit Jesu, ins Judäa des ersten Jahrhunderts zu übertragen. «Aber es gibt ein paar Grundsätze, die man auch heute anwenden kann: Die Bewahrung der Schöpfung als Prinzip, oder dass Jesus auf der Seite der Armen stand und nicht der Reichen.»

«Es gibt so viele Jesusse, wie man will», sagt Mayordomo. Das 19. Jahrhundert produzierte einen bürgerlichen Jesus, der Erste Weltkrieg den Helden, später gesellte sich der kulturkritische, apokalyptische Jesus dazu, in den späten 1960er-Jahren der Hippie-Jesus. «Man hat eben Jesus gerne auf seiner Seite», folgert der Professor. tageswoche.ch/+yzxyq x

Online



Wie Jesus zur Parteienfinanzierung, zur Erhöhung des Rentenalters und zur Cannabis-Legalisierung steht, finden Sie samt seinem Smartvote-Profil unter: tageswoche.ch/+yzxyq

«Es gibt so viele Jesusse, wie man will»: Moises Mayordomo.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Hervé Falciani hat in Genf Bankkundendaten gestohlen. Das brachte ihn wegen Verletzung des Bankgeheimnisses vor Gericht. Heute entwickelt er alternative Bezahlsysteme.

«Ich habe gelernt: Es ist ungerecht, Geheimnisse zu schützen»

von Julia Macher

Hervé Falciani hat auch beim zehnten Interview am selben Tag noch gute Laune. Höflich rückt er für die Journalistin den Stuhl zurecht. Der IT-Experte hat bis 2008 bei der Grossbank HSBC in Genf gearbeitet. Dann hat er Daten von Tausenden Kunden weitergegeben und einen der grössten Steuerhinterziehungsskandale ins Rollen gebracht.

In Spanien ist der Franko-Italiener ein gern gesehener Gast. Als Politaktivist engagiert er sich bei Anti-Korruptions-Plattformen und entwickelt derzeit mit der Gruppe XNet ein Online-Bezahlsystem, das die lokale Wirtschaft stärken soll.

Herr Falciani, das Bundesstrafgericht in Bellinzona hat Sie im November wegen Wirtschaftsspionage zu fünf Jahren Haft verurteilt, in der Schweiz sind Sie zur Fahndung ausgeschrieben. Bereitet Ihnen das Sorge?

Im Gegenteil: Das Urteil hilft mir, weil es mich bekannter macht. Ich habe derzeit ohnehin kein Interesse daran, in die Schweiz zu reisen. Wenn ich in andere Länder möchte, etwa nach Griechenland, müsste ich theoretisch die dortigen Behörden bitten, den Schweizer Interpol-Haftbefehl zu umgehen. Auf offiziell-politischem Weg ist das etwas kompliziert, aber bis jetzt haben sich immer andere Wege gefunden. Ich reise viel, in Frankreich, nach Spanien, nach Italien...

Dort können Sie sich frei bewegen, auch weil Sie – etwa in Frankreich

oder Spanien – mit Behörden zusammengearbeitet haben, um Steuer-sünder aufzufinden und Praktiken wie Geldwäsche offenzulegen.

Betrachten Sie Ihre Verurteilung als politisches Urteil?

Ja, in gewisser Weise bin ich tatsächlich so etwas wie ein politisch Verfolgter. Das Urteil besagt doch, dass ich gegen die nationalen Interessen der Schweiz verstossen habe. Kurioserweise liegt aber das, was gegen das Interesse der Schweiz ist, im Interesse anderer Länder. Das macht meinen Fall zu einem genuin politischen Fall. Gesetze und Institutionen werden von Staaten genutzt. Und ich habe gesehen, wie Normen und Vorschriften genutzt werden, um ganz offensichtlich Unrecht zu begehen. Ich war Teil des Systems.

«Die Zivilgesellschaft muss lernen, die Gesetze in ihrem Sinn zu nutzen.»

Nun haben Sie die Seiten gewechselt.

Mit meiner politischen Arbeit will ich nun zeigen, dass nicht nur die Institutionen, sondern auch wir – die Bürger, die Zivilgesellschaft – uns die Gesetze aneignen können und lernen müssen, sie in unserem Sinne zu nutzen. Nur so kann sich die Gesellschaft wandeln. Die Liberalisie-

rung des Geldtransfer-Marktes durch die EU ist ein Beispiel dafür.

Sie sprechen von der seit Oktober 2015 gültigen EU-Direktive PSD2, die den Online-Zahlungsverkehr einfacher und billiger machen soll und Konkurrenz zu Online-Bezahlsystemen wie Paypal oder Visa ermöglicht.

Genau. Paypal ist letztendlich eine Bank mit Sitz in Luxemburg. Bei jeder Transaktion fliessen drei bis fünf Prozent unseres Geldes an Paypal, also an Leute, die mit dem Kauf gar nichts zu tun haben. Da kommen Hunderte von Millionen zusammen! Der Grundgedanke ist: Warum soll dieses Geld nicht hier bleiben, wo das Geschäft letztlich stattfindet? Deshalb versuchen wir in Barcelona und in anderen Städten ein lokales Bezahlsystem aufzubauen, das auf einer offenen Technologie basiert: auf einem Peer-to-Peer-System, das die Nutzer schützt, aber die Geldflüsse nachvollziehbar macht. Dieses System kann sowohl mit klassischen Währungen wie auch mit Alternativen funktionieren.

Wer macht bei diesem Experiment mit?

In Barcelona haben wir bald ein Gespräch mit der Stadtverwaltung. In Italien startet in einem Monat ein Pilotprojekt, bei dem Banken, Aktivisten, Bürgerplattformen, ein Verlag, lokale Verwaltungen und politische Institutionen beteiligt sind. Ich bin sehr glücklich, Teil dieses Projekts zu sein und mein Wissen zum Thema ökonomische Intelligenz, Steuern und Transparenz beisteuern zu können. In den Kommu-

nen und Städten, in lokalen Netzen liegt der Schlüssel. Sie sind der Motor des Wandels.

Warum?

Städte und Kommunen sind feste historische Grössen und für den gesellschaftlichen Wandel sehr viel wichtiger als etwa staatliche Regierungen, die häufig nach Parteikalkül entscheiden. Die Auswirkungen der Politik, ganz egal, ob positiv oder negativ, sind immer lokal zu spüren. Darum müssen die Bürger in den Kommunen auch Zugang zum Wissen, zu Informationen haben. Auch das ist der Sinn von solchen Zahlungssystemen.

In Spanien kooperieren Sie nicht nur mit der Plattform XNet, sondern arbeiten auch für die Protestpartei Podemos. Ist aus dem ehemaligen Bankangestellten Hervé Falciani ein linker Politiker geworden?

Ich würde mich tatsächlich als links bezeichnen, hauptsächlich in dem Sinn, dass ich für frei zugängliches Wissen bin, für den freien Fluss von Informationen. Eine fundamentale Erfahrung der letzten Jahre war für mich: Wenn Wissen geteilt wird, öffnen sich neue Wege, Veränderung wird möglich. Das fand ich sehr bereichernd. Ich bin im Steuerparadies Monaco aufgewachsen, wo das Geheimnis etwas ganz Wesentliches ist. Dort habe ich gelernt, dass es ungerecht ist, Geheimnisse zu schützen. Dass es ungerecht ist, wenn das Wissen nur in den Händen weniger liegt. Denn so wird Ungleichheit geschaffen.

«Medien interessieren sich häufiger mehr für den Bad Guy als für Helden. Das kann ich für meine Zwecke einsetzen.»

Wegen der Blossstellung von Steuer-sündern verehren die einen Sie als Whistleblower. Andere sagen, Sie hätten sich am Weiterverkauf der Kundendaten persönlich bereichern wollen. Eine Tageszeitung goss das in die Formel «Robin not so good».

Ich muss mich für die Motive meines Handelns nicht rechtfertigen. Ich habe mich nicht bereichert und auch vor Gericht konnte man die böswilligen Unterstellungen nicht beweisen. Dass ich aus heroischen Motiven gehandelt habe, natürlich auch nicht. Aber diese Frage tut eigentlich nichts zur Sache. Mich interessieren allein die Fakten, die Tatsachen. Mit meinem Image habe ich kein Problem, im Gegenteil: Die Medien interessieren sich häufiger mehr für den Bad Guy als für Helden. Und das kann ich für meine Zwecke einsetzen. Da bin ich ganz pragmatisch.

tageswoche.ch/+fartk



In der Schweiz drohen Hervé Falciani fünf Jahre Haft.

FOTO: REUTERS

Der französische Front National wollte aus der Stadt Fréjus ein Schaufenster rechter Ideen machen. Ausgerechnet dort muss der FN-Bürgermeister David Racheline eine Moschee zulassen.

So sieht eine Schlappe des Front National aus

Die Muslime von Fréjus haben ihre Moschee auf eigene Kosten und in freiwilliger Fronarbeit errichtet.



von Stefan Brändle

Gelobt sei Gott, ruft der Imam zur Begrüssung der Gläubigen. «Wir sind glücklich über diesen Tag. Alles braucht seine Zeit, aber jetzt ist es so weit.» Es ist Freitag, fast tausend Betende knien auf dem Boden und berühren mit der Stirn den dunkelroten Teppich – die Männer im Erdgeschoss, die Frauen im ersten Stockwerk.

Es ist ein grosser Tag für die Moschee El Fath in Fréjus: Nach jahrzehntelangem Warten und zum Schluss eines bitteren Rechtsstreits hat das schlichte minarettlose Gotteshaus am Morgen seine Pforten geöffnet. Vorbei die Zeit, als die Gläubigen erst in einer Reihengarage, dann auf der Strasse beteten.

Die Freude ist sichtbar in der Einwanderer-Siedlung. Die Menschen umarmen sich, winken von den Balkonen, und der Präsident des Vereins El Fath, Driss Maaroufi, strahlt wie seine blütenweisse Djellaba. Er hat auch den Herrn Bürgermeister zur Einweihung eingeladen.

David Racheline, erst 28, aber schon eine bewährte Kraft im Front National, deklariert in seinem imposanten Rathausbüro, der Kampf gegen die Moschee gehe

weiter. Und präzisiert mit erhobenem Finger: «Wir stellen nicht die Kulturfreiheit infrage, wir fechten nur die Baubewilligung an.» Diese sei auf betrügerische Weise zustande gekommen und verletze urbanistische Regeln, denn das Gebäude liege in einer Überschwemmungszone.

Das gilt allerdings für die ganze Wohnblocksiedlung, ohne dass es irgendjemanden der 53 000 Einwohner in Fréjus jemals gestört hätte. In den fünf- bis siebenstöckigen Wohnblöcken zogen in den sechziger Jahren zuerst Spanier und Portugiesen ein, gefolgt vor allem von Marokkanern.

Eine «provisorische» Öffnung

Die Menschen leben hier nur wenige Gehminuten vom Jachthafen Marina und der Strandpromenade entfernt – aber doch Lichtjahre abseits der blitzenden Kulisse der Côte d'Azur. 2011 billigte ihnen der bürgerliche Bürgermeister eine Moschee zu, 2014 begann der Verein El Fath auf eigene Kosten und in freiwilliger Fronarbeit mit dem Bau.

Das Malheur begann wenige Monate später, als der Front National bei den Gemeindewahlen im März 2014 ein Dutzend Orte in Frankreich eroberte. In Fréjus siegte David Racheline nicht zuletzt, weil er gegen die neue Moschee ins Feld zog. Doch die Präfektur, der verlängerte Arm des Zentralstaates (und der Linksregierung im fernen Paris), hat nun die «provisorische» Öffnung angeordnet.

Eine Schlappe, ja eine Schmach für Racheline? Der Vorsteher von Fréjus bestreitet missgelaunt: «Das zeigt nur den Kniefall Frankreichs vor den Glaubensgemeinschaften.» Für den jungen Bürgermeister mit der Postur eines doppelt so alten Notabeln ist die Moschee-Eröffnung umso bitterer, als er aus Fréjus ein Schaufenster der FN-Ideen machen wollte. Sein konservativer Vorgänger hatte der mediterranen Küstenstadt, in der besonders viele Algerien-Heimkehrer leben, Schulden von 140 Millionen Euro hinterlassen.

Racheline griff durch: Pensionierte Beamte werden nicht mehr ersetzt, die kommunalen Subventionen zusammengestrichen. Der Quartierverein der Marokkaner-Wohnsiedlung verlor am meisten – über 60 Prozent seines Budgets. Nur die Polizei erhielt mehr Mittel, darunter kugelsichere Westen.

Frankreichs Ex-Verteidigungsminister François Léotard (73), früherer Bürgermeister von Fréjus, erklärte jüngst, die politische Gesprächskultur in seiner Stadt komme abhanden: «Niemand spricht mehr mit niemandem.» Hört man sich in der Stadt um, zucken die meisten Einwohner die Schultern und sagen, sie stellten unter der FN-Führung keine Veränderung im Alltag fest.

Auch die Touristen merken nichts. Einem Sommerfestival blieben zwar ein paar Künstler aus Protest fern. Dafür liessen Rachelines Leute an einem anderen Abend eine rechtsextreme Rockband auftreten. Auch das störte nur die kleine linke Lokal-

opposition im Gemeinderat. Die Sozialistin Insaf Rezagui wirft der FN-Mehrheit aber vor allem vor, dass sie der muslimischen Bevölkerung bewusst «würdige» Lebensbedingungen vorenthalte.

Immerhin muss Racheline nun die Modalitäten des Moschee-Alltags organisieren: In seinem Vorzimmer wartet an diesem Freitagmorgen bereits der regionale Unterpräfekt. Keiner der beiden fährt zur Eröffnung, und auch sonst ist keinerlei Behördenvertreter anwesend. Obschon doch bei jeder Kirchen- oder Synagogen-Einweihung in Frankreich rotweissblaue Schärpen und flammende Reden zum festen Inventar gehören. Nicht für den Verein El Fath: Hier bleiben die Marokkaner unter sich.

Anwesend ist einzig und sehr diskret ein Vertreter des französischen Geheimdienstes. Er grüsst El Fath-Präsident Maarouf wie einen guten Bekannten, bleibt aber sonst im Hintergrund, wie es sich für seinen Beruf geziemt. Auf Anfrage lässt er freimütig durchblicken, dass er unter anderem darauf achte, ob sich hier «radikale Elemente» breit machten. Etwas Mühe hat er mit dem Imam, der aus Marokko stamme und kaum Französisch spreche. Er sei aber alt und werde bald ersetzt durch einen jungen Franzosen. Und der sei «in Ordnung».

Die Rechte nährt Gerüchte, im Dunstkreis der Moschee wirke eine Handvoll Salafisten.

Abdelkader, ein Arbeiter, der seit 1986 in der Siedlung in Fréjus lebt, ärgert sich über die von der Rechten genährten Gerüchte, im Dunstkreis der Moschee wirke auch eine Handvoll Salafisten. Sein Verein versuche im Gegenteil, gefährdete Jugendliche zu mässigen. «Die Terroristen», fügt Abdelkader von sich aus an, «sind keine Muslime, das sind Gauner.»

Der Rechtsstreit geht weiter

Das ist kein Argument für Racheline. Er hofft, vor Gericht noch recht zu erhalten. Denn in dem verschachtelten Rechtsstreit um die Moschee hat die Justiz bisher keinen Sachentscheid gefällt. Ende Februar will sie das nachholen. Falls Racheline recht erhält und die Baubewilligung als rechtswidrig bezeichnet wird, müsste die 1,5 Millionen Euro teure Moschee eigentlich abgerissen werden.

«In dem Fall würde ich das Gebäude sofort schliessen», kündigt der FN-Bürgermeister an. Für die Gläubigen, die so lange auf ihr Gebetshaus warten mussten, wäre das unvorstellbar. «Diese Siedlung war bisher sehr ruhig», sagt ein Lokaljournalist, der das erste Freitagsgebet in der Moschee von Fréjus beschreibt. «Aber wenn die Moschee wieder dichtmachen muss, wird es hier übel enden. Sehr übel.»

tageswoche.ch/+hhrtq

×

FOTO: STEFAN BRÄNDLE





Der Beste, der Beliebteste – und kaum älter als mancher seiner Fans: Wie soll Embolo da auf dem Boden bleiben?

FOTO: FRESHFOCUS

FC Basel

Einen Rummel wie um Breel Embolo hat die Fussball-Schweiz noch nicht erlebt. Ein Besuch bei der grossen Gala in Luzern.

Breel, Breel, Breel

von Christoph Kieslich

Als um drei Viertel zehnte die Tanzfläche freigegeben ist und eine DJane aus ihrem Mischpult treibende Beats herauskitzelt, sind die meisten Spieler bereits auf dem Heimweg. Auch für den FC Basel ist zeitig Schluss in Luzern. Montagabend, fünf Tage, bevor der Punktspielbetrieb nach der Winterpause wieder aufgenommen wird, ist kein idealer Termin für eine fette Party.

700 Menschen aus allen Fussballcken der Schweiz sind zusammengekommen, um die Besten und Beliebtesten der hiesigen Profiszene zu küren. Die Protagonisten sind herausgeputzt, jene, die wie die Basler einen besitzen, tragen ihren Clubanzug aus, und ein paar Ehefrauen und Lebensgefährtinnen haben es sich nicht nehmen lassen, ihr umwerfendstes Modell aus dem Kleiderschrank zu holen. Dazwischen die Jungdynamischen und Graumelierten aus den Teppichetagen der zwanzig Clubs in Super und Challenge League, jede Menge Ehemalige, und der Nationaltrainer darf auch nicht fehlen.

Die Award Night der Swiss Football League SFL: Zum dritten Mal findet die Veranstaltung im Kunst- und Kongresszentrum statt, und der Luzerner Musentempel ist mit seiner schlichten Eleganz wohl genau die richtige Umgebung, wenn Roger Müller meint, dass man «Image transportieren» wolle mit dieser Zusammenkunft. Der Marketingchef der Liga nennt diese auch «Klassentreffen» und SFL-Präsident Heinrich Schifferli «eine tolle Sache». Eine halbe Million Franken kostet der Spass.

Der Klassenprimus

Aber was wäre solch ein Abend ohne einen Klassenprimus? Ohne ein Aushängeschild? Ohne Brel Embolo? Am Roten Teppich, der an der Seebucht schwarz ist, warten um halb sieben ein paar Dutzend Kinder und Jugendliche und halten den Fussballern ihre Stifte und Smartphones entgegen. Embolo, der ja kaum älter ist als mancher seiner Fans, schreibt geduldig Autogramme und lächelt für die Selfies. Bevor es im Luzerner Saal losgeht, meint Embolo beflissen, es sei ihm eigentlich egal, wer was an diesem Abend gewinnt: «Das Wichtigste ist der Meistertitel.»

Die Award Night ist dann eine Sache, die der FC Basel und die Grasshoppers mehr oder weniger unter sich ausmachen. Fünf FCB-Spieler in der Mannschaft des Jahres: Tomas Vaclik, Marek Suchy, Luca Zuffi, Michael Lang und Brel Embolo. Bester Youngster ist Shani Tarashaj, Trainer des Jahres wird Pierluigi Tami, und das schönste Tor hat Munas Dabbur erzielt. Alle drei von GC. Der Rest geht an Brel Embolo: Eine Fachjury wählt ihn zum besten Spieler der Liga, und die «Blick»-Leser haben ihn online mit einem Fünftel von 50'000 Klicks zum Publikumsliebling bestimmt. Wie letztes Jahr schon.

Embolo hier, Embolo da. Die Fussball-Schweiz hat einen Star, oder besser gesagt:

einen Jüngling zum Star gemacht, und der löst einen noch nicht dagewesenen Hype aus. Aufregter noch als der damals um Xherdan Shaqiri. Brel Embolo weckt die Fantasie der Fans, hat Bernhard Heusler schon gesagt, als Embolo vier Wochen nach seinem 17. Geburtstag die ersten atemberaubenden Auftritte in der ersten Mannschaft hinlegte. Heute sagt der FCB-Präsident: «Sein Talent und der Charakterzug, so authentisch zu sein, das ist es, was die Leute fasziniert. Er hat nichts Abgehobenes, und das macht ihn zum Star und Liebling der Fans.»

Embolo hier, Embolo da. Die Fussball-Schweiz hat einen Star, oder besser gesagt: einen Jüngling zum Star gemacht.

Sein Trainer sieht den Hype mit eigenem Humor: «Am Montag bin ich müde geworden vom Klatschen. Alle fünf Minuten hat es geheissen: Embolo. Und dann musste man wieder klatschen.» Aber natürlich findet es Urs Fischer «super», was seinem Spieler an Ehre zuteil wird: «Und ich muss ihm ein Kompliment machen, wie er mit seinen 18 Jahren mit dem Rummel umgeht.» Tagtäglich inzwischen. «Das ist immer: Brel, Brel, Brel. Aber er nimmt das gelassen und erfüllt in aller Ruhe jegliche Wünsche. Es ist beeindruckend, und wir unterstützen ihn dabei.»

An der Award Night sieht das so aus: Brel Embolo überlebt erst die beiden Moderatorinnen Claudia Lässer und Melanie Winiger, die sich abwechselnd an ihn heranschmeissen und ihn mal «einen rechten Charmebolzen», mal «le chouchou» nennen. Der bleckt seine Zähne, woraus ein breites Embolo-Lächeln wird und kontert mit einer vorgestanzten Antwort: «Ich kann mich nur bedanken: Ohne meine Mannschaft wäre ich heute nicht hier. Wie gesagt: Wir haben hart dafür gearbeitet.»

Das Preisschild

Mit zwei Plastik-Trophäen als Staubfänger für die Vitrine daheim und einer edlen Armbanduhr kommt der «grosse Abräumer» («Blick») von der Showbühne. Dann folgt der Interview-Marathon auf Deutsch und Französisch, bei dem Andrea Roth, die Medien-Koordinatorin des FCB, nicht von Embolos Seite weicht. So robust sein Spiel auf dem Fussballplatz, so beschützt und in Watte gepackt ist Embolo daneben.

Seit vergangener Woche kann man jegliche Vorsichtsmassnahme vielleicht noch besser verstehen. Seither trägt das grosse Offensivtalent Brel Embolo, ein Blue Chip auf dem europäischen Markt, quasi offiziell ein Preisschild. Der VfL Wolfsburg wollte ihn, und zwar subito, und der Bundesligist war bereit, dafür eine zumindest für Schweizer Verhältnisse irrsinnige Summe

zu bezahlen. Die einen sagen 27 Millionen, die anderen 30 Millionen Euro.

Deshalb ist die beliebteste und vermutlich auch dämlichste Journalistenfrage dieser Luzerner Nacht an einen, der am Sonntag kommender Woche gerade mal 19 Jahre alt wird: Ob er sich denn bewusst sei, 30 Millionen wert zu sei? «Das bin ich nicht. Das sind einfach Zahlen, die rausgehauen werden. Am Schluss bin ich der Brel. Und ich bleibe der Brel. Wie gesagt: Ich versuche, meine Leistungen zu bestätigen.»

Wie gesagt: Eine solche Ausnahmereignung gibt es nicht alle Tage. Embolo räumt ein: Die Aufregung um seine Person, das Angebot von Wolfsburg auf dem Tisch, die Gespräche mit der FCB-Clubführung, die Absage an Wolfsburg – «das war genauso anstrengend wie das Trainingslager».

Jetzt muss er nur gesund bleiben. Und Meister werden mit dem FCB. Den neuen, in Zürich geschmiedeten, mächtigen Pokal, der am Montag in Luzern erstmals präsentiert wurde, hat er schon mal beschnuppert. Wenn er den Ende Mai auf dem Barfüsserplatz in die Höhe stemmen darf, «dann», sagt Embolo, «kann ich mich nicht beschweren». Anschliessend noch eine ver-

weiter auf Seite 38 ►

Tippspiel

Knack den Kiesel – es geht wieder los



von Christoph Kieslich

Am Samstag um 17.45 Uhr muss für Lugano-Vaduz der erste Tipp gesetzt sein bei «Knack den Kiesel 3.0». Mitmachen lohnt sich, denn wieder winkt dem Tippkönig ein Abendessen mit TagesWoche-Sportredaktor Christoph Kieslich.

Wem diese Verlockung egal ist und die Tipp-Challenge genügt: Tippstechnisch geht es weiter wie gewohnt. Es gilt die Ergebnisse der Super League sowie die internationalen Spiele des FC Basel zu tippen, und an den Spielregeln hat sich nichts geändert: Ein Volltreffer bringt fünf Punkte.

Ausserdem werden wieder drei Bonusfragen gestellt, für deren richtige Beantwortung es jeweils 10 Punkte gibt.

tageswoche.ch/+azouq

×



Sportlich wäre der Aufstieg für OB möglich. Das Geld liesse sich finden. FOTO: UWE ZINKE

Fussball

Old Boys wollen Lizenz für Challenge League

von Sebastian Wirz

Sportlich haben die Old Boys reale Chancen auf einen Aufstieg in die zweithöchste Liga. Auch das Geld dafür wäre aufzutreiben – nicht nur dank der unverhofften Beteiligung am Transfer von Timm Klose.

Dessen Jugendclub hat just an dem Abend über die Pläne für die Rückrunde informiert, als Klose selbst sein erstes Spiel in der Premier League machte. Sportchef, Präsident und Trainer sprachen über Ziele und Möglichkeiten der ersten Mannschaft, die auf dem dritten Rang der Promotion League liegt und somit an der zweithöchsten Schweizer Spielklasse schnuppert.

Die Frage nach dem Aufstieg stellt sich vor allem, weil die Gesuche für eine Challenge-League-Lizenz bereits bis am 2. März eingereicht werden müssen – noch vor dem Start in die Rückrunde am 6. März.

Schwierige Auflagen für eine Lizenz

Aus diesem Grund bearbeiten Sportchef Rafet Öztürk und Präsident Beat Fläcklin aktuell das Challenge-League-Dossier. Das bedeute viel Arbeit und grosse Hürden. Die Probleme beginnen beim Stadion. Dieses steht auf öffentlichem Grund. Daher muss jede Änderung per Eingabe bei der Stadt beantragt werden.

In erster Instanz, so die OB-Verantwortlichen, werde man die Lizenz kaum erhalten. Allerdings würden momentan auch Vereine in der Challenge League spielen, die aktuell keine entsprechende Lizenz in Aussicht hätten, sagte Öztürk.

Der Verband hat im Januar die Bedingungen für Stadien der Challenge League zwar angepasst, für OB gäbe es dennoch einiges zu tun. Von finanziellen Hürden wollte Präsident Fläcklin nicht sprechen. OB werde weiterhin ein Club mit begren-

tem Budget bleiben und sieht nicht für kurzfristigen Erfolg finanziell übernehmen. Dass der Verein bei einem allfälligen Aufstieg genügend Sponsoren und Geldgeber finden würde, daran zweifelt Fläcklin aber nicht. «Ich habe bereits mehrere positive Gespräche geführt», sagte Fläcklin an der Medienkonferenz.

Solidaritätsbeitrag aus England

Ausserdem darf OB in den kommenden Wochen mit einer bedeutenden, einmaligen Einnahme rechnen. Dies, weil der einstige OB-Junior Timm Klose im Januar vom VfL Wolfsburg zu Norwich City in die Premier League wechselte. Das geht an den Old Boys als Kloses ehemaligem Ausbildungsverein nicht spurlos vorbei. Gemäss Informationen der TagesWoche beläuft sich die Summe auf rund 330 000 Franken, gemessen an in England kolportierten neun Millionen Pfund, die der Transfer Norwich City wert gewesen sein soll.

Laut Fifa-Reglement wird beim Transfer eines Spielers ein sogenannter Solidaritätsbeitrag an die Vereine fällig, bei denen der Spieler zwischen dem 12. und 23. Geburtstag gespielt hat. Insgesamt stehen den Old Boys 2,5 Prozent der umgerechnet rund 13,2 Millionen Franken Ablöse zu.

Allerdings würden die Einnahmen aus dem Klose-Transfer nicht direkt in einen möglichen Aufstieg fliessen. «Das Geld hat keinen Einfluss auf die Kader- und Saisonplanung», so OB-Präsident Fläcklin. Vielmehr soll es zur mittel- und langfristigen Sicherung des Vereins beitragen: «Dieses Geld kann OB in einem Jahr retten, in dem es wirtschaftlich schlecht läuft.»

tageswoche.ch/+7xyk3

► nünftige Europameisterschaft mit der Nationalmannschaft – und der ganz normale Wahnsinn geht weiter.

Während im KKL die Afterparty anläuft, scharren Urs Fischer und Bernhard Heusler bereits ein bisschen ungeduldig mit den Füssen. Aber sie haben die Rechnung ohne den Boulevard gemacht. Infront-Ringier ist der Vermarkter der Liga und «Blick» der Medienpartner der Award Night. Daraus leiten sich Ansprüche ab.

«Er ist nie abgehoben»

Im Untergeschoss passiert es dann: Beim Fotoshooting, auf den Händen der beiden Moderatorinnen, verfängt sich irgendwas im Kleid der einen. Der Tüll reisst und die Zeitung hat sich ihren Aufreger selbstgebastelt: «Embolo macht Winigers Kleid kaputt. – Winiger: Breeel, das musst du bezahlen. – Embolo: Schick doch die Rechnung an den FCB.» Mann, oh Mann.

Am Ende des Abends fragt man sich: Wie soll ein Teenager mit all dem Tamtam und Getöse um die eigene Person umgehen? Und wie will er sich ab dem Wochenende wieder auf Fussball konzentrieren?

Jetzt muss er nur gesund bleiben. Und Meister werden mit dem FCB.

«Das ist eine riesige Herausforderung», findet Bernhard Heusler, der beim FC Basel inzwischen schon einige beim Grosswerden erlebt hat: «Ich bin erstaunt, wie er damit umgeht.» Und Urs Fischer sagt: «Wir müssen ihn nicht auf den Boden zurückbringen, weil er nie abgehoben ist.» Einen kleinen Beleg zur These liefert Embolo in Luzern selbst auf die Frage, wann er, das gefeierte Talent und der Liebling der Massen, zum letzten Mal kritisiert worden sei. «Vor ein paar Stunden erst, auf dem Trainingsplatz», pariert Embolo wie aus der Pistole geschossen, «und das schätze ich sehr an meinem Umfeld.»

Urs Fischer nickt zufrieden. Der Mannschaftsbus mit der wertvollen Fracht rollt endlich von Luzern zurück nach Basel, wo Embolo am nächsten Tag im Testspiel ein Tor vorbereitet, zur Halbzeit ausgewechselt und nach einer Stunde wieder eingewechselt wird. Anstandslos. Der Breeel eben.

tageswoche.ch/+6mfj6

×

Basler Bands

Fran Lorkovic und Lucas Mösch bleiben ihrer Musik treu. Ein Gespräch über die Freude am Ausdruck, die eigene Jugend und Altern in Würde.

«Die Lust am Rock'n'Roll ist ungemindert»



von Marc Krebs

Zwei Musiker, zwei Lebensentwürfe, eine gemeinsame Liebe: die Rockmusik. Fran Lorkovic ist Familienvater und klassisch ausgebildeter Schlagzeuger, der an der Musikakademie unterrichtet. Lucas Mösch ist Grafiker und Mitinhaber einer Werbeagentur, Musik macht er in seiner Freizeit.

Beide singen sie in Bands, die dieser Tage ein neues Album taufen: Mösch ist Mitglied von Shilf, jener Formation, die sich einer europäischen Spielweise des Alternative Country verschrieben hatte und neuerdings mit Gitarren-Feedbacks an die Tradition amerikanischer Indierock-Bands anknüpft. Lorkovic widmet sich im Duo Zlang Zlut seiner Liebe für den harten Rock, wie er sie schon in den 90er-Jahren in den bekannten Basler Bands Bon's Angels oder Erotic Jesus auslebte.

Hirscheneck, Samstag, 17 Uhr. Hier, wo die Punk- und Metalszene zu Hause ist, haben wir uns zum Gespräch verabredet. Ich komme vier Minuten zu spät, um nicht der Erste zu sein. Doch siehe da: Fran Lorkovic und Lucas Mösch sitzen bereits an einem Holztisch, ins Gespräch vertieft.

Meine Herren, so pünktlich! Was ist mit dem Rock 'n' Roll passiert?

Lucas Mösch: Wir gingen ehrlich gesagt davon aus, dass Sie etwas früher da wären.

Fran Lorkovic: Wir könnten ja noch einmal rausgehen, wenn Ihnen das lieber ist!

Nein, nein, legen wir los! Wie viel Rock 'n' Roll steckt noch in Ihrem Leben?

Lorkovic: Im Zentrum ist es noch immer gleich viel. Aber die Umstände haben sich verändert: Ich höre weniger Rock zu Hause, gehe auch weniger aus, seit ich Vater bin. Das Denken und die Lust am Rock 'n' Roll ist aber ungemindert.

Mösch: Da geht es mir gleich. Rock 'n' Roll ist ein Lebensgefühl.

Ihre Wege haben sich auch schon musikalisch gekreuzt, richtig?

Mösch: Ja, vor über 20 Jahren. LOSD, League of Spiritual Discovery hiess die Band. Unser Sänger stieg aus, vor einem Kasernen-Konzert, und Shilf-Schlagzeuger Martin Graf empfahl uns Fran, von dem man wusste, dass er auch singen konnte. Das Ganze klappte, wir nahmen eine Platte auf und gingen später auch zusammen auf Tour – mit einem Schweinemetal-Projekt. Das war wild.

Lorkovic: Und für mich alltäglich (lacht). **Inwiefern?**

Lorkovic: 1994 war ich gerade bei Erotic Jesus ausgestiegen. Ich kannte den Metalzirkus. Und ich hatte mich entschieden, hier alles aufzugeben, um nach New York zu gehen. In der Zeit, die mir noch blieb, nahm ich mit Lucas diese Platte auf.

Dass sich Ihre Wege gekreuzt haben und Sie zusammen Musik machten: Spricht das für den Austausch innerhalb der Basler Musikszene – oder eher für deren Provinzialität?

Lorkovic: Ich würde es positiv sehen. Als ich jung war, waren die Gräben grösser: hier

Punks, dort Rocker. In der Stadtgärtnerei kam man sich näher, traf man auf andere Leute, andere Musiker. Das war toll.

Mösch: Ich zählte mich damals eher zu den Punks – ich erinnere mich, dass ich mein erstes Punk-Konzert, die Nasal Boys aus Zürich, im Atlantis erlebte. Wann das war, weiss ich nicht mehr. Auf jeden Fall stimmt es, dass das Spektrum des Denkens – auch des stilistischen – in den späten 80er-Jahren breiter wurde.

25 Jahre später kreisen Sie beide um die fünfzig – und lassen noch immer nicht locker. Andere haben in Ihrem Alter die aktive Rockmusik längst aufgegeben.

Mösch: Bei mir lief die Musik immer nebenher, die Frage, ob ich Musiker sei, stellte sich mir gar nie. Dadurch schränkt das einen auch nicht ein. Ich mache Musik, so lange mir das Spass macht und ich es relevant finde.



«Der Anteil Anarchie und Disziplin ist in einem Orchester gleich gross wie in einer Band.»

Fran Lorkovic

Andere aber fragen sich, ob sie diesen Aufwand weiter betreiben wollen – etwa dann, wenn Kinder, Familie stärker in den Fokus rücken.

Lorkovic: Das wollte ich gerade erwähnen. Denn als ich Vater wurde, führte das zu einer starken Zäsur. Da gab es zwei, drei Jahre, in denen ich mich innerlich vom Rock 'n' Roll distanziert hatte.

Wie das?

Lorkovic: Ich hatte absolut keine Lust auf laute Musik, weil alles weich und warm war. Ich richtete mir mit meiner Familie ein Nest ein. Und angesichts dieses zarten Geschöpfes fand ich es unmöglich, Slayer laufen zu lassen. Rückblickend betrachtet nahm ich mir da wohl eine Auszeit.

Mösch: Ich glaube aber, auch das ist sehr unterschiedlich und hängt immer von den Personen ab. Es gibt Punkmusiker, die ihre Kinder auf Tour mitnehmen.

Lorkovic: Stimmt. Für mich war die Erkenntnis wichtig, dass ich offenbar nur

dann Rockmusik machen kann, wenn ich auch Lust habe, wenn es authentisch ist.

Mösch: Das meine ich damit, wenn ich sage, dass die Musik für mich relevant sein muss. Die Inhalte verändern sich, ich kann mit vierzig nicht die gleichen Lieder schreiben wie mit zwanzig. Und wenn ich keine neuen Inhalte fände, nichts, was sich sinnvoll und altersgerecht in Musik umsetzen liesse, dann wäre es meiner Meinung nach vielleicht besser, nichts mehr zu machen.

Lorkovic: Das empfinde ich anders. Gerade weil ich mit meiner Musik eine direkte Verbindung zu mir als Kind verspüre. Wenn ich rocke, dann zapfe ich ein Gefühl an, vergleichbar, wie wenn ich mal wieder Fussballspiele. Dann stelle ich auch im Nu eine Verbindung her zu mir im Alter von neun Jahren: Ich erinnere mich gleich daran, wie die Luft und das Gras rochen – und habe so einen direkten Bezug zu meinem Ursprung.

Bei Ihnen ist das nicht so, Lucas?

Mösch: Klar kriegt man die musikalische Sozialisierung nicht weg. Aber die Musik muss sich immer wieder erneuern, sonst würde ich nicht weitermachen.

Das neue Shilf-Album steht auch für eine Erneuerung. Sie haben alte Songs neu arrangiert, neu interpretiert.

Mösch: Genau. Jeder Song steht auch für eine Geschichte. Und da gab es zum Beispiel manche, zu denen ich heute nicht mehr stehen könnte. Andere wiederum haben noch immer Gültigkeit.

Sie achten also auch sehr auf die Texte?

Mösch: Auf jeden Fall, ja. Die Texte waren für mich immer wichtig und bedeutend.

Fran, Sie sind in der klassischen Musik Profi geworden. Ist die Rockmusik für Sie ein anarchischer Rückzugsort?

Lorkovic: Nein. Der Anteil Anarchie und Disziplin ist in einem Orchester gleich gross wie in einer Band. Als ich Volontär im Sinfonieorchester Basel war, herrschte eine festivere Atmosphäre als in vielen Bands!

Rock war also nicht rebellischer?

Lorkovic: In einem gewissen Sinn schon. Meine Eltern sind klassische Musiker, sie empfanden die Rockmusik als minderwertig und schätzten sie nicht.

Und Sie provozierten sie damit?

Lorkovic: Nein. Wir führten eine musikalische Auseinandersetzung – aber der Konflikt war unlösbar und entwickelte sich auch nicht weiter. Ihre Ablehnung war authentisch, meine Liebe zum Rock ebenfalls. Wir hatten einfach keine Verbindung.

Hat sich das in den letzten 30 Jahren geändert?

Lorkovic: Nein. Es ist ein wohlwollendes Interesse, das sie an meine Konzerte führt, so wie wenn der Sohn Faustball spielt und man einen Match von ihm besucht. Sie bewundern wohl meine Beharrlichkeit nach all den Jahren – aber an die Substanz meiner Musik gelangen sie nicht.

Lucas, Ihre Eltern hörten Bob Dylan.

Mösch: Das stimmt. Sie hörten die Popmusik ihrer Zeit, auch die Stones oder die Beatles. Ich wuchs in Reinach auf – und dieser Vorort war erstaunlicherweise ein Hort für eine Jugendbewegung, die vom Punk

beeinflusst war und aus der mit dem Palais noir eines der ersten Jugendhäuser der Schweiz hervorging. Mir ging es anfänglich nicht darum, gute Musik zu machen, sondern Haltung zu zeigen, kreativ zu sein. Ohne Anspruch auf Perfektion. Das gefällt mir noch immer am meisten, auch wenn ich andere Bands höre: das Risiko, das im Spiel ist, wenn ein Konzert nicht bloss professionell routiniert und also auch langweilig abgespult wird. Das schweizerische Prinzip der gut spielenden Band mit super Equipment, aber Mangel an Persönlichkeit, langweilt mich sehr schnell.

Lorkovic: Auch mir geht es um die Lust am Risiko. Bei Zlang Zlut sind wir zu zweit, ich spiele Schlagzeug und singe, Beat spielt Cello und mit den Füßen Bass. Da kann immer etwas schiefgehen, dieses Risiko ist reizvoll. Die Freiheit zu haben, sich zu überraschen, finde ich wunderbar.

Mösch: Wir teilen innerhalb unserer Band, also Shilf, die Ansicht, dass es keine Fehler gibt, denn solche gehören dazu. Es gibt einen Spielraum, einen Freiraum, den wir uns gönnen. Warum sollten wir die Songs auch jedesmal gleich aufführen?



«Wir teilen bei Shilf die Ansicht, dass es keine Fehler gibt, denn solche gehören dazu.»

Lucas Mösch

Bemühen Sie sich darum, Konzerte zu geben?

Lorkovic: Ja. Alben sind ein Grund, Konzerte zu geben, um an Veranstalter heranzutreten. Und Konzerte sind das, wofür ich Musik mache. Früher meinte ich vielleicht, üben für mich allein sei sehr wichtig. Heute weiss ich, dass die Zeit in Bands gerade auch aus musikalischer Sicht unersetzbar ist. Letztendlich geht es aber darum, eine persönliche Aussage zu machen. Dass die Musik etwas wird, was ich bin.

Mösch: Das glaube ich auch. Und Konzerte tragen dazu bei.

Lorkovic: Es ist nie lächerlich, sondern etwas Urmenschliches, sich auszudrücken.

Sind Sie froh über etwas, das Sie hinter sich gelassen haben?

Lorkovic: Nicht mehr Angestellter in einer Band zu sein, sondern Bandleader.

Fühlten Sie sich am Schlagzeug als Angestellter?

Lorkovic: Letztlich schon. Vor allem in jenen Bands, in denen ich mich nach dem Willen von anderen richten musste.

Mösch: Wir funktionieren sowieso wie ein Kollektiv. Und in 22 Jahren Bandgeschichte hat sich dieses immer wieder verändert, es gab neue Ausrichtungen und dadurch auch neue Ideen.

Sie bereuen nichts, keine schlechten Erfahrungen im Musikbusiness?

Mösch: Nun, mit diesem Business hatten wir ehrlich gesagt gar nie wirklich zu tun (lacht). Fehler machen ist okay, nur sollte man vermeiden, sie zweimal zu begehen.

Lorkovic: Ich schaue heute genauer hin, wenn ein Konzertangebot reinkommt. Wo findet es statt, wie viele Kilometer Fahrt sind es bis dahin. Und juble nicht mehr einfach los: Oh, ein Gig in Flensburg. Genial!

Mösch: Aber das sind Erfahrungen, die man gemacht haben muss.

Lorkovic: Meistens, ja. 1200 Kilometer hin und zurück an einem Wochenende, das kann prägen, es kann aber auch eine Band auseinanderbringen. Zumindest, wenn die Hälfte der Band nach einem solchen Monsterausflug findet: Es wäre halt geil gewesen, wenn Leute gekommen wären...

Ihre Wünsche für die Zukunft?

Mösch: Dass ich nie an den Punkt komme, wo ich sagen muss: Wir können es genau so gut sein lassen. Die Musik soll so bedeutend bleiben, dass wir weiterhin inspirierend arbeiten können. Ich freue mich darauf, eine neue Sprache zu finden in der Musik, mit der man auch mit über Fünfzig auf einer Bühne stehen kann – und sich selber gerecht wird.

Lorkovic: Ich glaube, jede Band hat nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung, in der sie ihre Aussagen machen kann. Und ich hoffe, dass wir mit Zlang Zlut noch nicht am Endpunkt angelangt sind.

Aber auch für den Orchestermusiker Fran Lorkovic wird es in der Rockmusik weitergehen?

Lorkovic: Unbedingt. Ich finanziere mir die Rockplatten mit der klassischen Musik. Zwar kann die Erfüllung eines Auftrags befriedigend sein. Aber meine kreativen Träume verwirkliche ich als Sänger und Songwriter, dieses herausragende Gefühl der Erfüllung habe ich nur im Rock.

Mösch: Ich war immer enorm froh, dass meine visuelle Arbeit nichts mit Musik zu tun hatte. Und umgekehrt. Ich könnte mir auch nicht vorstellen, neben meiner Arbeit als Grafiker noch zu malen.

Lorkovic: Ich bin froh, dass du nicht nur Musik, sondern auch Artwork machst.

Wie meinen Sie das?

Lorkovic: Nun, Lucas gestaltet unsere Albumcovers!

tageswoche.ch/+uizgr ×

Shilf: «Revisited»; Albumtaufe: Gare du Nord, Basel, 5. Februar, 21 Uhr. Zlang Zlut: «Crossbow Kicks».

Musik



Howe Gelb im Parterre

Howe Gelb entdeckte den Country neu, als ihn niemand anders mehr hören wollte: Vor 30 Jahren erschien das Debüt seiner Band Giant Sand. «Alternative Country» wurde das später genannt, und der singende Gitarrist zum «Godfather» des Genres erhoben. Nach Gastspielen mit seiner Band kehrt er nach Basel zurück, diesmal mit einer Soloshow in intimerem Rahmen. ×

Parterre, Basel.
Freitag, 12. Februar, 21 Uhr.
www.parterre.net

Performance

Bauchredner in der Kaserne

Ein bisschen verwirrend ist es: Der neuste Streich der Choreografin Gisèle Vienne hat zwar echte Bauchredner im Programm, ein wirkliches Treffen ist es aber nicht. «Das Bauchrednertreffen» ist eine fiktive Rekonstruktion der jährlich in Kentucky stattfindenden «Ventriloquist Convention», die Vienne gemeinsam mit dem Autor Dennis Cooper und dem Puppentheater Halle inszeniert. Dabei werden Grenzen zwischen Mensch und Puppe verwischt, es geht um Rollenspiel, Unterbewusstsein und Verdrängung – Bauchreden auf allerhöchstem Meta-Niveau, sozusagen. ×

Kaserne Basel.
11. bis 13. Februar, 20 Uhr.
www.kaserne-basel.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 05. bis 11. Februar

ANZEIGEN

BRUNO PODALYDÈS SANDRINE KIBERLAIN AGNÈS JAOUÏ VIMALA PONS

Comme un avion

LE MARVELLEUX SCÉNARIO DE BRUNO PODALYDÈS

jetzt im **kult.kino** ATELIER

Ein entzückender Film von subtilem Humor.

DENIS PODALYDÈS MICHEL VUILLERMOZ JEAN-NOËL BROUÏT PIERRE ARDITI

PATHE KÜCHLIN
15. & 17. FEB. 2016 | 19.15 UHR

ŠNITZELBÄNGG

LIVE-ÜBERTRAGUNG

AUS DEM RESTAURANT KOHLMANN'S

Inklusive:
1 Tageseintritt für die Live-Übertragung
1 Bier, Gespritzter oder Mineral

10.^{CHF}

Tickets sind jetzt an der Kinokasse und online erhältlich.

PATHE KÜCHLIN
pathe.ch/basel

BASEL **CAPITOL**
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- BIBI & TINA - MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [4/4 J]
14.00^D
- HEIDI** [4/4 J]
14.00-FR-MO/MI: 16.30^{Dialekt}
- THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
16.30/20.00^{E/d/f}
- STAR WARS: DAS ERWACHEN DER MACHT** [12/10 J]
FR-MO: 20.00^{E/d/f}
- TSCHILLER: OFF DUTY** [16/14 J]
DI: 17.00/20.00^D
- THE REVENANT** [16/14 J]
MI: 20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- JANIS: LITTLE GIRL BLUE** [12/10 J]
12.10/20.40^{E/d/f}
- SWING IT KIDS** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{Dialekt/d/f}
- FÜR EINE SCHÖNE WELT** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 12.20
SO: 12.30^{Dialekt/d}
- LA BUENA VIDA** [10/8 J]
13.00^{D/vid}
- SHELLEN-URSLI** [6/4 J]
13.45/17.00^{Dialekt}
- CAROL** [14/12 J]
14.00/20.30^{E/d/f}
- HEIDI** [0/0 J]
14.00/16.15/18.30^{Dialekt}
- THE DANISH GIRL** [12/10 J]
14.15/18.00/20.45^{E/d/f}
- ROBINSON CRUSOE** [0/0 J]
15.00^D
- ROBINSON CRUSOE - 3D** [0/0 J]
SA/MI: 12.20^D
- DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
16.00/19.10/21.10^D
- SUFFRAGETTE** [12/10 J]
16.30/18.45/21.00^{E/d/f}
- ALS DIE SONNE VOM HIMMEL FIEL** [12/10 J]
16.45^{D/dap/d/f}
- COMME UN AVION** [12/10 J]
18.30^{F/d}
- THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
SA: 20.45^{E/d}
- ANOMALISA** [12/10 J]
SO: 10.45^{E/d/f}
- DIE SCHWALBE** [10/8 J]
SO: 11.00^{D/d/f}
- EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
FR/SA/MO-MI: 15.45/20.15
SO: 15.00^{D/vid/d/f}
- ICH BIN DANN MAL WEG UND ROTE BOHNEN** [8/6 J]
FR/SA/MO-MI: 16.15-SO: 15.45^D
- AN - VON KIRSCHBLÜTEN UND ROTEN BOHNEN** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 18.10
SO: 11.00/17.45^{Jap/d/f}
- DIE MELODIE DES MEERES** [6/4 J]
SO: 13.15^D
- LE TOUT NOUVEAU TESTAMENT** [8/6 J]
SO: 19.30^{E/d}

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 13.45/18.15
SO: 11.15/17.30^{Dialekt}
- DIE SCHWALBE** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 14.00/20.30
SO: 13.30/20.00^{D/d/f}
- THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
FR-DI: 17.15/20.30^{E/d/f}
- KITAG CINEMAS Ladies Night: SISTERS** [14/12 J]
DI: 20.00^{E/d/f}
- KITAG CINEMAS Movie Night: ZOOLANDER 2** MI: 20.00^{E/d/f}
- KITAG CINEMAS Männerabend: DEADPOOL** [16/14 J]
MI: 21.00^{E/d/f}

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- STALKER** FR: 21.00^{Russ/d}
CINÉ-CONCERT LIVE MUSIK
VON CYCLE-OPÉRANT-COLLECTIVE

PATHE KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- ALVIN UND DIE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]

18.00-FR: 12.00
SA-MI: 11.50/14.00/16.00^D

- HEIDI** [0/0 J]
FR: 12.10-FR/SO/DI: 18.00
SA/SO: 10.30/12.50
SA/MO/MI: 15.40-MO/DI: 11.40
MI: 11.30^{Dialekt}
- DADDY'S HOME. EIN VATER ZU VIEL** [6/4 J]
FR: 12.15-FR/SA: 22.15/0.20
SA-MI: 11.10/18.00 MO-MI: 20.15^D
- ROBINSON CRUSOE - 3D** [0/0 J]
FR-SO: 12.15
SA/SO: 10.15/14.15/16.15
MO-MI: 10.40/12.40/14.40/
16.40^D
- CREED - ROCKY'S LEGACY** [12/10 J]
20.00-FR: 12.30/15.15
FR/SA: 22.45^D
- GÄNSEHAUT - 3D** 13.30-FR/SO/DI: 15.45
SA/MO/MI: 18.00^D
- GÄNSEHAUT** SA-MI: 11.15^D
- POINT BREAK - 3D** [12/10 J]
FR: 13.30/15.50
FR-SO: 18.10/20.30
FR/SA: 22.50
MO-MI: 18.40/21.00^D
- RIDE ALONG: NEXT LEVEL MIAMI** [12/10 J]
13.30/18.00/20.15
FR: 15.45/0.40-FR/SA: 22.30
SA: 0.45^D
- THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
17.15/20.30-FR/MO-MI: 14.00
FR/SA: 23.45^{E/d/f}
- THE REVENANT - DER RÜCKKEHRER** [16/14 J]
FR: 14.15-FR/SO/DI: 20.30
SA/MO/MI: 17.20-SA: 23.40^D
FR/SO/DI: 17.20-FR: 23.40
SA/MO/MI: 20.30^{E/d/f}
- TSCHILLER: OFF DUTY** [16/14 J]
14.20/17.10/20.00
FR/SA: 22.50-SA-MI: 11.30^D
- STAR WARS: DAS ERWACHEN DER MACHT - 3D** [12/10 J]
FR: 14.30/23.00
SA/MO/MI: 20.10^D
FR/SO/DI: 20.10-SA: 23.00^{E/d/f}
- QUO VADO?** [10/8 J]
FR-SO: 20.15-SA/SO: 15.15^D
- DIE PEANUTS - DER FILM - 3D** [0/0 J]
SA-MI: 11.00^D
- SEBASTIAN UND DIE FEUERRETTER** [6/4 J]
SA-MI: 11.20/15.45^D
- WIE BRÜDER IM WIND** [6/4 J]
SA-MI: 13.00/15.10^D
- BIBI & TINA - MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [0/0 J]
SA-MI: 13.15/15.40^D

PATHE PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
13.45/17.00/20.15 FR/SA: 23.30^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- ALVIN UND DIE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]
14.30^D
- DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
15.00^{Dialekt}
- THE REVENANT** [16/14 J]
FR-DI: 17.15/20.30^{E/d/f}
- TSCHILLER: OFF DUTY** [16/14 J]
FR-MO/MI: 17.30-FR-MO: 20.45^D
- KITAG CINEMAS Ladies Night: SISTERS** [14/12 J]
DI: 20.00^{E/d/f}
- KITAG CINEMAS Movie Night: ZOOLANDER 2** MI: 20.00^{E/d/f}
- KITAG CINEMAS Männerabend: DEADPOOL** [16/14 J]
MI: 21.00^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- I PUGNI IN TASCA** [16/18 J]
FR: 16.15^D
- BRIEF ENCOUNTER** [12/10 J]

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- BROOKLYN** [4/4 J]
14.30/17.15/20.00^{E/d/f}

FR: 18.30^{E/d}

- SALTO NEL VUOTO** FR: 21.00^D
- ALL THAT HEAVEN ALLOWS** [12/10 J]
SA: 15.15^{E/d}
- BUONGIORNO NOTTE** [14/12 J]
SA: 17.30-MI: 21.00^{D/d/f}
- CAROL** [14/14 J]
SA: 20.00-MI: 18.30^{E/d}
- DIABOLO IN CORPO** [16/18 J]
SA: 22.15^D
- I'M NOT THERE** [14/11 J]
SO: 13.00^{E/d/f}
- L'ORA DI RELIGIONE** SO: 15.45^D
- VELVET GOLDMINE** [12/10 J]
SO: 18.00^{E/d/f}
- VINCERE** [0/0 J]
SO: 20.30^D
- SANGUE DEL MIO SANGUE** [16/16 J]
MO: 18.30^D
- CHRIEG** [14/12 J]
MO: 21.00^{Dialekt/d}

FRICK **MONTI**
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
FR-MO/MI: 20.15^D
- ROBINSON CRUSOE - 3D** [0/0 J]
SA/SO/MI: 13.00^D
- HEIDI** [0/0 J]
SA/SO/MI: 15.00^{Dialekt}
- DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
SA/SO: 17.30^{Dialekt}

LIESTAL **ORIS**
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- ALVIN UND DIE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]
FR: 18.00-SA/MO-MI: 15.30
SO: 13.00^D
- THE HATEFUL EIGHT** [16/14 J]
20.00^D
- BIBI & TINA - MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [0/0 J]
SA/MO-MI: 13.00-SO: 17.30^D
- HEIDI** [0/0 J]
SA/MO-MI: 17.30-SO: 15.00^{Dialekt}
- ICH BIN DANN MAL WEG** [8/6 J]
SO: 10.30^D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
18.00^{Dialekt}
- DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
FR/SA: 20.15^D
- SEBASTIAN UND DIE FEUERRETTER** [6/4 J]
SA/SO/MI: 13.15^D
- SHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA-MI: 15.30^{Dialekt}
- EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
SO: 10.30-DI/MI: 20.15^{D/vid/d/f}
- JANIS: LITTLE GIRL BLUE** [12/10 J]
SO/MO: 20.15^{E/d}

SISSACH **PALACE**
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- DIE SCHWALBE** [10/8 J]
18.00^D
- ALVIN UND DIE CHIPMUNKS: ROAD CHIP** [6/4 J]
SA-MI: 12.30^D
- HEIDI** [0/0 J]
SA/MO/MI: 14.00^{Dialekt}
- BIBI & TINA - MÄDCHEN GEGEN JUNGS** [0/0 J]
SA-MI: 16.00^D
- DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
SO: 10.30^D
- SHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SO/DI: 14.00^{Dialekt}

Die SM3 der Olympia Werke AG ist unverwüstlich. Patricia Highsmith schrieb darauf ihr Lebenswerk.

Schreibmaschine Olympia



Als Patricia Highsmith am 4. Februar 1995 in Locarno starb, hatte die amerikanische Autorin 22 Romane und eine Vielzahl an Kurzgeschichten publiziert. Am berühmtesten wurde die von ihr erschaffene Figur des Tom Ripley, eines talentierten Hochstaplers und Mörders. Die teilweise autobiographische Geschichte "The Price of Salt" über eine lesbische Liebe erschien kurz vor Weihnachten 2015 in den Kinos. Der Titel: "Carol". In der Hauptrolle: Cate Blanchett.

Gute Geschichten, Vorlagen für Filme, all das schrieb Highsmith auf ihrer Olympia SM3, einer mechanischen Schreibmaschine aus den 1950ern. Highsmith war nicht die Einzige, die diesem Modell vertraute, auch Regisseur Woody Allen malträtierte die SM3. Ebenso Don DeLillo (u.a. "White Noise") und John Updike ("Rabbit, Run" etc.). Die Olympia: Werkzeug grosser Worte, starker Sätze. Und ein Ausbund deutscher Ingenieurskunst: Olympia Werke, Wilhelmshaven, Germany Western Zone.

Schön ist am Anfang allerdings nur ihr Anblick. Der Akt des Schreibens, er kostet Kraft. Physisch. Wer seine Sätze sonst auf der leichtfingrigen Tastatur eines Laptops hinrastet, sie löscht und gleich wieder neu aufsetzt, für den ist das kleine Ungetüm vor allem eines: ein formidabler Bremsklotz.

Erst nach frühen kläglichen Vertippnern zeigt sich die eigentliche Schönheit. Die Sinnlichkeit. Die Maschine riecht. Nach Tinte, Farbband, Bakelit und Metall. Der Geruch berauscht, er sagt dir: "Ich bin da." Wie der Duft, der dich in der Schulterbeuge deiner Liebsten umfängt. Dann die Tasten, die Typen, die nach vorne schnellen, knallen, schellen. Kein flinkes Fingerspiel, eine Massage, kraftvoll und genau an den richtigen Stellen. Bis sie stöhnt, nein: klingelt. Am Ende der Zeile.

Das macht man nicht im Café. Keiner schleppt freiwillig einen kiloschweren Koffer mit sich und hämmert in der Menge herum. Das spleenige Liebemachen findet besser zu Hause statt, wo es auch hingehört. Schön langsam. Satz für Satz. Gedanke für Gedanke.

Zurück zu Frau Highsmith. Ihr Nachlass befindet sich heute im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern. Dort steht auch die kaffeebraune Olympia, die bis zuletzt an ihrer Seite war, in Tegno, Highsmiths letztem Wohnort im Tessin. Die Taste "E" abgewetzt vom vielen Gebrauch. Treue Begleiterin, und was gibt es Schöneres als eine Liebe, die dir nicht nur deine Fehler aufzeigt und sie akzeptiert, sondern dich auch herausfordert, es immer wieder besser tun zu wollen?

Nichts. Ausser den Duft, den warmen, betörenden, in der Schulterbeuge deiner Liebsten.

Andreas Schwald



Die letzte Basler Filiale des Warenhauses Knopf an der Streitgasse.

FOTO: SWA H + I C 510

Zeitmaschine

Um 1900 zählten die Kaufhäuser der Brüder Knopf zu den Branchengrössten. 1978 schloss die letzte Filiale.

Das Ende eines Erfolgsmodells

von Martin Stohler

Die Firmengeschichte der Warenhausketten, welche die vier Brüder Knopf Ende des 19. Jahrhunderts gründeten, ist reich an jähem Wechselfällen. Ihr letztes Kapitel wurde 1978 in Basel geschrieben, als das Warenhaus Knopf an der Streitgasse an die Textilkette C&A verkauft wurde.

Die ursprünglich aus Posen stammenden Brüder legten den Grundstein zu ihren jeweiligen Firmenketten an verschiedenen Orten. Zunächst eröffneten sie 1881 in Karlsruhe ein Leinen-, Wäsche- und Weisswarengeschäft. Von Karlsruhe aus wuchs im Laufe der nächsten Jahrzehnte das Imperium von Max Knopf.

Auf beiden Seiten des Rheins

Ein Jahr später, 1882, eröffnete Moritz Knopf in Strassburg ein kleines Textil- und Kurzwarengeschäft. Moritz Knopf expandierte in der Folge vor allem im damals deutschen Elsass und Lothringen. Sein 1898 fertiggestelltes neues Warenhaus in Strassburg war ein Juwel der Jugendstil-

architektur. Laut dem Autor Bernd Serger, der sich eingehend mit der Geschichte der Knopfs und ihrer Kaufhäuser befasst hat und nun eine Ausstellung zum Thema kuratiert, besass Moritz Knopf 1914 gegen 30 Filialen.

Die dritte Knopf-Kaufhauskette nahm in Freiburg im Breisgau ihren Anfang. Hier betrieb Sally Knopf ab 1887 sein erstes Wäsche-, Kurz-, Weiss- und Wollwarengeschäft. Auch er expandierte bald. Mit der Zeit gehörten ihm in Südbaden und der Schweiz mehr als 20 Filialen.

Albert Knopf, der vierte Bruder, versuchte sein Glück 1893 an der Zürcher Bahnhofstrasse. Bald verfügte er über sechs weitere Geschäfte im Grossraum Zürich. Nach Albert Knopfs frühem Tod im Jahr 1898 kam die Expansion aber ins Stocken. Seine Erben führten die Firma – allerdings in kleinem Umfang – noch bis in die 1920er-Jahre weiter.

Als Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg Elsass und Lothringen wieder an Frankreich abtreten musste, hatte das für

die Knopfs gravierende Folgen. Als deutsche Kaufleute wurden Max und Moritz Knopf vom französischen Staat enteignet und verloren so ihre Kaufhäuser im Elsass und in Lothringen.

In Deutschland selbst verloren die Knopfs als jüdische Händler ihre Warenhäuser in den 1930er-Jahren. Margarethe Knopf, die von ihrem Vater Max Geschäfte unter anderem in Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim und Ravensburg geerbt hatte, sah sich gezwungen, diese zu verkaufen und mit ihrem Mann 1940 aus Deutschland in die USA zu fliehen.

Auch Arthur Knopf, der Sohn und Erbe von Sally Knopf, der unter anderem in Freiburg ein grosses Kaufhaus besass, musste 1937 seine Geschäfte verkaufen. Die Agitation gegen jüdische Warenhäuser, ein Reklameverbot und stetig wachsende Zwangsabgaben bei sinkenden Einnahmen liessen ihm keine andere Wahl.

Im November 1938 wurde er gar von der Gestapo verhaftet, im KZ Dachau missandelt und schliesslich mit der Auflage entlassen, seinen Grundbesitz aufzulösen und das Land zu verlassen. Im Mai 1939 rettete er sich zu seinen Verwandten in der Schweiz. Hier übernahm er 1941 in Basel das einst von seinem Vater Sally Knopf gegründete Unternehmen.

Gehobene Damenmode

In Basel hatte Sally Knopf 1895 zunächst an der Freien Strasse Fuss gefasst. 1898 eröffnete er einen zweiten Laden an der Greifengasse, 1899 bezog er – ebenfalls an der Freien Strasse – ein neu erbautes Geschäftshaus. 1913 zog das Warenhaus Knopf dann in das vormalige Bankhaus von Speyr an der Freien Strasse 56/Streitgasse 14–18.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich die Firma Knopf – auch unter dem Druck der Konkurrenz – von einem Warenhaus, in dem man fast alles kaufen konnte, zu einem Haus für gehobene Damenmode.

In den 1970er-Jahren liess sich mit einem solchen Geschäftsmodell nicht mehr genügend Gewinn erwirtschaften. Nachdem ein Jahr zuvor bereits die Luzerner Knopf-Filiale verkauft worden war, widerfuhr dem Basler Mutterhaus 1978 das gleiche Schicksal.

tageswoche.ch/+1rwcfx

Dreiländermuseum Lörrach:

«Waren-Haus-Geschichte – Der geraubte Erfolg des jüdischen Knopf-Imperiums.» Die von Bernd Serger kuratierte Ausstellung dauert bis 1. Mai 2016.

Klar, der Verkehr ist sehr präsent am Gotthardfuss. Und doch gibt es auch hier ein paar Ecken, die man entdeckt haben muss.

Ruhige Tage neben der Autobahn

von Anna Miller

Die Schweiz ist durchaus reich an Nicht-Orten, der berühmteste davon aber heisst gewiss Airolo. Göschenen-Airolo: zum einen Ohr rein, zum anderen wieder raus. Haben hier einst noble Adelsfamilien aus Mailand mit ihren Kutschen auf der Piazza Motta angehalten, ist der Glanz vergangener Zeiten längst von den Häuserfassaden gebröckelt. Und doch gibt es sie noch – oder auch wieder –, die Ecken, in denen herrliche Ruhepausen auf einen warten.

Rechts raus bei der Autobahn zum Beispiel, und schon sitzt man im «Caseificio del Gottardo» vor einem Fondue, direkt in der Schaukäserei, die immer brechend voll ist und zu der sogar ein kleines Käsemuseum gehört. Danach kann ein Luftwechsel sicher nicht schaden. Wie praktisch, dass nur ein paar Schritte entfernt eine Gondel ins wunderbare Ski- und Wandergebiet über dem Gotthard fährt: Airolo-Pescium, 2255 Meter über Meer, 30 Kilometer Skipisten.

Ski, Töff und Angelrute

Hier oben hat sich Lara Gut an die Weltspitze trainiert. Dennoch ist der kleine Skiort von den Grossen der Branche aus dem Rampenlicht gedrängt worden – ein Glücksfall für alle Skifahrer, die dem Trubel lieber den Rücken kehren.

Im Sommer geniessen zahlreiche Motorradfahrer die Fahrt auf der Via San Gottardo von Airolo hoch hinauf zum Gotthard-Pass. Vielleicht machen sie rasch Halt im Nationalen St.-Gotthard-Museum, einem ehemaligen Zollposten, gebaut im Jahr 1834. Oder sie erholen sich kurz im Pferdestall, der heute ein Restaurant ist, das «Vecchia Sosta». Oder sie erholen sich etwas länger und legen sich im «St. Gotthard Hospiz» in eines der elf Zimmer. Das Haus aus dem Jahr 1237 wurde vom Architekturbüro Miller & Maranta renoviert und steht heute auf der Liste des «Europäischen Kulturerbes».

Wer sich auf dem Gotthard zu einem der kleinen Seen aufmacht, kann da auch angeln – oder selbst ins Wasser, falls ihn nicht schon der Anblick des Wassers frösteln lässt. Es ist klirrend kalt.

Wohlig warm und klangvoll wird es in Airolo alle zwei Jahre, jeweils im Sommer. Dann findet «Airolo in Transizione» statt, ein alternatives Musikfestival, das Besucher aus der ganzen Schweiz anzieht. Am Abend empfiehlt sich ein gediegenes Diner im Ristorante Forni beim Bahnhof. Trotz 14 Gault-Millau-Punkten isst man hier immer noch preiswert – und auf jeden Fall hervorragend. In der Bar Böcc lässt man sich bei Bier, Billard und Jukebox-Sound in die Nacht treiben. Oder aber man spaziert seelenruhig ins Cinema Leventina, wo Blockbuster wie Arthouse-Produktionen gezeigt werden, meistens in Originalsprache.

Zum Abschied aus Airolo? Ein Joghurt «Muuh» zum Mitnehmen. Beim Käser Andreas Dürr, in der Käserei der Firma Agroval, im alten, blau angestrichenen Bahnhofsgebäude von Airolo, wird der beste Joghurt der Schweiz produziert. Sagen zumindest die Preisrichter. Und wir finden: Eigentlich ganz schön, so ein kleines, stilles Wochenende in verlorenen Bergen neben einer Autobahn.

tageswoche.ch/+kgoa8

Schlafen

«St. Gotthard Hospiz», auf dem Gotthardpass. Das Doppelzimmer gibts ab 200 Franken pro Nacht. (Im Winter geschlossen.)

Essen

Ristorante Forni, Via della Stazione 19, Airolo. Telefon 091 869 12 70.

Einkaufen

Frischen Käse aus der Region im «Caseificio del San Gottardo», Airolo.

Erleben

Biken, Wandern, Skifahren: Airolo ist ein Naturparadies. Mit der Bergbahn hoch und geniessen.

Kultur

Nationales St.-Gotthard-Museum, täglich geöffnet von 9–18 Uhr, wenn der Pass frei ist (vorher abklären!). Das Musikfestival «Airolo in Transizione» findet das nächste Mal im Sommer 2017 statt.

Die Berge sind verloren, nicht aber das Wochenende in Airolo.

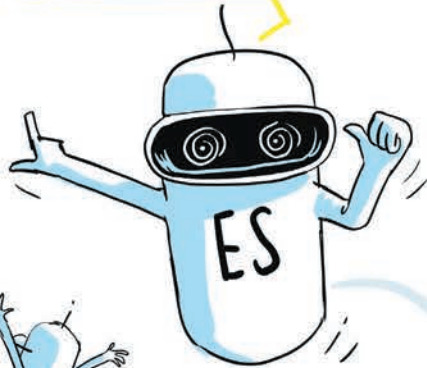
FOTO: KEYSTONE





IN DIESER WOCHE: GLOBALE SEUCHE.

Ich will in Syrien *einmarschieren* und *aufräumen!!!*



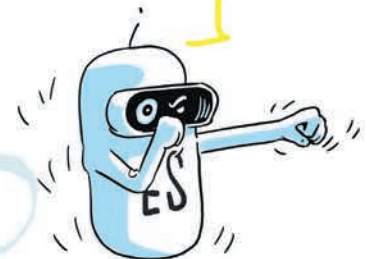
Und das Mittelmeer *schliessen!!!*



Die Finanzkrise *ausschaffen!!!*

Den starken Franken *windelweich klopfen!!!*

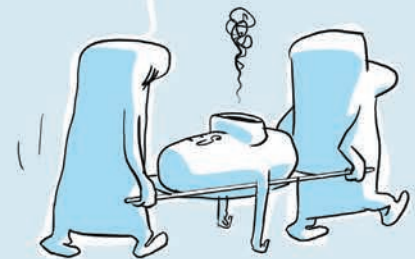
Durchsetzen, durchsetzen!!



Akute Vereinfachitis.



Damit kann man sich heutzutage *weltweit anstecken.*



Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 06;
verbreitete Auflage:
10800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Andreas Schwald
(Stv. Chefredaktor),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck, Yen Duong,
Naomi Gregoris
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrekturat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVERAD LINE AG
Tel. 061 566 10 00,
info@coveradline.ch

Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

CO-WORKING-SPACE IN BASEL/ HEUWAAGE

Wir vermieten Arbeitsplätze für monatlich Fr. 400.– /700.– in loftigem Co-Working-Space mitten in Basel. Wir bieten grosszügige Arbeits-tische, Domiziladresse, Copyshop-Flat (Fair Use), Internet-Flat, Coffee-Flat, Küche, Schliessfach vor Ort, Multimedia-Konferenzraum (LED TV 2 m, Bose Soundbar, Apple-TV Set-Top-Box), 3x wöchentliche Reinigung, 24/7-Zugang (eigener Schlüssel) und Parkplatz (optional).

DRINGEND 2- BIS 3-ZIMMER- WOHNUNG IN/UM BASEL GESUCHT

Ich bin männlich, 48 Jahre alt, politisch aktiv und suche eine unmöblierte 2- bis 3-Zimmer-Wohnung in oder um Basel. Ab sofort, aber bis spätestens 1. April 2016 mit zweckmässigem Ausbau. Mietzins maximal Fr. 1100.– exklusive Nebenkosten.

WORKSHOP DER RUHE

90 Minuten entspannen, wahrnehmen, achtsam sein, sanft bewegen, tief atmen und einiges mehr. Wer hat Lust und Zeit, sich vor der Fasnacht etwas wohlthuende Ruhe zu gönnen und dabei Übungen zu erlernen, die einem helfen, im Alltag ruhiger zu bleiben und mit weniger Stress über die Runden zu kommen?

Donnerstag: 11.02.2016, 16.00–17.30 Uhr, Fr. 35.–.

NACHMIETER GESUCHT FÜR 3,5-ZIMMER-WOHNUNG

Für unsere 3,5-Zimmer-Wohnung im Gellert-Quartier suchen wir ab dem 1.3.2016 einen solventen Nachmieter.

Die Wohnung ist 72 m² gross, kostet Fr. 1513.– monatlich (inkl. NK) und liegt direkt an der Tramlinie 14 bei der Haltestelle Zeughaus.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

ENDREINIGUNG WOHNUNG BASEL

Die 4,5-Zimmer-Wohnung ist bereits komplett leer geräumt und die Fenster sind gereinigt.

Es geht neben einer sehr gründlichen Reinigung vor allem um die Endreinigung der Einbauküche, Backofen, Kühlschrank sowie Badezimmer/Badezimmer-Einbauten.

Am 29.02.2016 um 8 Uhr, Fr. 200.–.

FENSTERREINIGUNG, BASEL

Reinigung der Fenster in der gesamten Wohnung.

Am 13.02.2016 um 9 Uhr, Fr. 25.–/Std.

PR- & COMMUNICATION- MANAGER, BASEL

- Definition und Ausgestaltung der Kommunikations- und PR-Strategie von jacando
- Entwicklung eines kontinuierlichen, rollierenden Kommunikationsplans
- Umsetzung von Massnahmen zur Steigerung der Marken- und Produktbekanntheit
- Pflege des engen Kontakts zu Journalisten, Bloggern sowie weiteren Medienschaffenden (vor allem Fachpresse, B2B-Medien)
- und noch vieles mehr...

NIEDERLASSUNGSLEITER BASEL MÜNCHENSTEIN

In dieser Funktion sind Sie verantwortlich für die fachliche und personelle Leitung des 8-köpfigen Teams unserer Filiale. Der Schwerpunkt Ihrer Tätigkeit liegt dabei im aktiven Verkauf unserer Produkte und der Betreuung unserer Kundschaft im Grossraum Basel. Zusätzlich sind Sie verantwortlich für die fachliche und finanzielle Projektleitung und -kontrolle sowie für die administrative Unterstützung des Leiters Montage.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE



WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Wegen des Klimawandels schmilzt das arktische Eis und damit der Lebensraum der Eisbären. Ölkonzerne riskieren mit ihren Bohrplänen zudem eine verheerende Ölpest.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:

Bsp. CHF 20.-: «GP ARKTIS 20» an 488 senden

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.

[greenpeace.ch/arktis](https://www.greenpeace.ch/arktis)

GREENPEACE